Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/fitzliputzliunds01gloc

1873

Fitzliputzli

und sein Freund

Kokelmok, der gute Rosinen- u. Mandelkönig.

Lidia, die Blumenkönigin.

Der Zigeunerknabe.

Drei neue Märchen

von

Carl Glocke,

Verfasser des alten Invaliden, der Herbstblumen, der Sylvesternacht ꝛc. ꝛc.

Zweite Auflage.

Berlin.

Winckelmann & Söhne.

RBR
Jantz
#1141

Fitzliputzli.

Rede
des Rosinen- und Mandelkönigs
an die
kleinen Leser dieses Büchleins.

Meine kleinen Näscher,

— Denn Näscher seid Ihr doch gewiß Alle, wenn auch manchmal Ein's von Euch nicht so arg nascht, als das Andere, — also: meine kleinen Näscher, indem ich Euch das mit meiner allergnädigsten Erlaubniß von dem Bücherschreiber Glocke verfertigte hübsche Bilderbuch vorlege, muß ich Euch gleich auf etwas aufmerksam machen, was Euch sicher nur höchst erfreulich sein kann. Nicht

wahr — gesteht es einmal offen — meine kleinen Schelme — nicht wahr, Ihr eßt Alle gern Rosinen und Mandeln?“ „Ei freilich! ei freilich! Nur keine bittern Mandeln!“ hör' ich Euch schon im Geiste einstimmig antworten. Nun gut. Ihr werdet aus diesem kleinen Bilderbuche ersehen, daß ich Kokelmok, der Rosinen- und Mandelkönig bin und in Folge dieser Würde natürlich die meisten Rosinen und Mandeln in der ganzen weiten Welt besitze. Das ist Alles sehr gut und hübsch, wie Ihr dies gewiß auch finden werdet, Ihr kleinen Springinsfelde, aber was soll ich denn zuletzt mit dem Zeuge anfangen? Jedes Jahr bekomme ich aus Tyrol, Italien, Spanien u. s. w. ganze Frachtwagen, ja ganze Schiffe mit Rosinen und Mandeln, und ich muß nur

immer neue Gewölbe und Niederlagen miethen, um Alles unterzubringen. Dem Dinge habe ich schon längst ein Ende machen wollen; nun soll es aber wirklich geschehen, das heißt: wenn Ihr wollt, meine kleinen Freunde! Ich habe mich nämlich entschlossen, Jedem von Euch, der von nun an recht hübsch fleißig, artig, folgsam — kurz, Alles das ist, was man von einem guten Kinde verlangt, am nächsten Christfeste so viel von meinen Rosinen und Mandeln zu schenken, als es nur immer sein Lebelang essen kann. Wer aber nicht fleißig, artig und folgsam ist, der bekommt auch nichts, oder höchstens eine tüchtige Birkenruthe, deren Geschmack nun allerdings nicht so gut ist, als der der Rosinen und Mandeln.

Adieu, meine Kleinen! In der Christnacht komme ich ganz gewiß. Ich habe schon mit dem heiligen Christ sowohl, als auch mit dem Knecht Ruprecht gesprochen.

Rosinenland, im Honigmonat 1873.

Süßfried Kokelmok.

Erstes Kapitel.

Die Geschichte vom hartherzigen Ritter Cuno.

Es war eine rabenschwarze Nacht. Im Dörfchen lag Alles in tiefem Schlummer und nur der alte Nachtwächter Berthold unterbrach zuweilen, die Stunde abrufend, die stille, schaurige Einsamkeit. Am äußersten Ende des Dorfes, abgeschieden von den wohlansehnlichen Wohnhäusern, lag eine kleine Hütte, deren Aeußeres von der Armuth ihres Besitzers das genügendste Zeugniß gab. Hier wohnte Mutter Margaretha, die arme Wittwe, mit acht unerzogenen Kindern, deren Aeltestes kaum zwölf Jahr alt war. Hier war es auch, wo selbst noch in gespenstiger Mitternachtsstunde das spärliche Lampenlicht durch die halb zerbrochenen Fensterläden

seine bleichen Strahlen warf. Die arme, elende Frau saß noch in frostiger Herbstnacht, um durch den angestrengtesten Fleiß nur so viel zu verdienen, als nothdürftig hinreichte, um sich und die Ihrigen von dem Hungertode zu retten. Auch ihre beiden ältesten Kinder, Gottfried und Anna, waren noch wach und gingen der Mutter thätig mit zur Hand, — um so mehr, da diese während der Arbeit, um die Kleinen ihres Fleißes halber zu belohnen, recht hübsche Mährchen und anmuthige Geschichten anderer Art erzählte. Eben hatte die gute Mutter wieder eine ihrer Erzählungen beendet und sie bedeutete die Kleinen, daß es nun Zeit für sie sei, sich zur Ruhe zu legen; aber ihr Wort, das sonst von den Kindern immer heilig gehalten und stets befolgt wurde, fand diesmal kein Gehör. Gottfried und Anna baten von Neuem unablässig um noch ein Mährchen, so daß Mutter Margarethe — was thut eine gute Mutter nicht, wenn es gilt, ihren Kleinen eine unschuldige Freude zu verschaffen? — endlich wirklich nachgeben mußte.

Sie gab jedem der Kinder noch eine kleine Arbeit auf und begann:

„Vor langen, langen Zeiten, wo es in unserm deutschen Vaterlande noch starke Burgen und hohe Felsenschlösser, bewohnt von stattlichen Grafen und Rittern, gab, lebte im Riesengebirge ein armer, ganz gewiß eben so armer Mann, als wir sind, meine Kinder. Er lebte auch so dürftig, als wir, und hätte ihm nicht die menschenfreundliche Gemahlin eines in der Nähe hausenden Ritters von Zeit zu Zeit eine kleine Gabe zukommen lassen, gewiß, der Arme hätte Hungers sterben müssen in seiner öden Felsenhöhle. Zwar hatte er noch einen reichen Burgbesitzer zum Nachbar, einen mächtigen, weitgebietenden Mann, der mit dem zehnten Theile dessen, was er mit seinen Cumpanen oft in einem Tage verpraßte, gar wohl des Armen Noth hätte lindern können; aber der Mann war hartherzig und gab nicht einen Heller. Er hatte eine Tochter, die achtzehnjährige Kunigunde. Diese hatte den leidenden Nachbar einmal reichlich beschenkt, während

ihr Vater auf Krieg und wilde Jägerei gezogen war. Der Arme hatte es nun gewagt, öfterer anzusprechen. So lange Ritter Cuno, so hieß der harte Mann, nicht daheim war, fand der Greis immer gute Aufnahme und kehrte stets reichlich beschenkt zurück. Eines Tages aber, als er wieder eine Kleinigkeit zu holen gedachte, und arglos bei dem Thorwärter Einlaß begehrte, mußte er lange, lange warten. Endlich, nachdem er es gewagt, noch einmal zu klopfen, erschien der Herr des Schlosses selbst, schnaubte vor Zorn, als er den unglücklichen Alten erblickte und drohte Letzterem, ihn mit Hunden heimhetzen zu lassen, wenn er wieder sich erdreiste, an der Schloßpforte um Wohlthaten anzusprechen."

„Ei, ei, das ist ein harter Mann gewesen, fast härter noch, als unser Amtsdiener, wenn er kommt, von Dir die Steuern zu fordern, liebe Mutter! bemerkte die kleine Anna; aber die Mutter verwies ihr sofort diese gehässige Bemerkung und fuhr in der Erzählung fort:

„Der Arme hütete sich nun gar wohl, des rauhen Mannes Behausung zu betreten, und auch die mildthätige Kunigunde fürchtete des hartherzigen Vaters Zorn viel zu sehr, als daß sie sich weiter um den Armen bekümmert hätte. Nun kam aber ein harter, sehr harter Winter. Das wenige Holz, was sich der alte Höhlenbewohner während des Sommers mühsam gesammelt hatte, ging bald zur Neige und er sah sich von Allem gänzlich entblößt. In dieser schrecklichen Noth, den gewissen Tod vor Augen sehend, wagte er es noch einmal, seinen hartherzigen Nachbar um Mitleid anzuflehen. Zwar machte ihn der Thorwächter gleich anfänglich auf das Thörichte seines Beginnens aufmerksam und rieth ihm auf die menschenfreundlichste Weise, sich lieber ein Paar Stückchen Holz in den dem Ritter Cuno zugehörigen großen Waldungen zu holen, aber dazu war unser Armer viel zu redlich. „Lieber will ich vor Hunger und Kälte sterben, als daß ich mich zu einer Unehrlichkeit verleiten ließe!“ rief er und bestand von Neuem darauf, ihn zum Ritter zu

bringen, damit er diesem das Schreckliche seiner Lage vorstelle und das Herz erweiche. Der arme Mann hatte sich bitter getäuscht! Kaum hatte man dem grausamen Burgherrn die Anwesenheit des alten Mannes hinterbracht, als er augenblicklich seine Hetzhunde loszulassen befahl, um den frechen Bettler, wie er ihn nannte, zur Ruhe zu bringen. Die wilde, blutgierige Schaar fiel den armen Mann von allen Seiten an, und so sehr er auch seine morschen Glieder anstrengte, aus dem Bereiche der wüthenden Bestien zu kommen, bald, nur zu bald, hatten Letztere ihn gepackt, niedergerissen, und drohten ihn nun auf die gräßlichste Weise zu zerfleischen. Da war's, als ob mit einem Male die ganze Cuno'sche Ritterburg in fürchterlichem Donner erzitterte; ein greller, blutrother Schein umgab die Jammerscene, die Hunde wichen scheu, mit gesenkten Ohren zurück und der arme alte Mann war plötzlich verschwunden. — Die Knappen und Reisigen des Ritter Cuno ergriff Furcht und Schauer und sie flohen entsetzt in ihre Gemächer.

Am andern Morgen fand man den Burgherrn erwürgt in seinem Ahnensaale. Er sah schaudererregend aus. Die edelherzige Kunigunde floh in ein Kloster, um dort für ihres Vaters Seelenheil zu beten und die Ritter und Reisigen, sammt den übrigen Bewohnern der Burg zogen aus, um sich einen andern, mildern Gebieter zu suchen. Von dem armen Manne sah man keine Spur wieder. —

Die geisterhafte Burg betrat fortan kein Mensch mehr, denn es gingen abenteuerliche Sagen, wie der Geisterkönig Rübezahl allda seine Residenz aufgeschlagen habe und mit einer unzähligen Schaar der ihm untergebenen Berggeister sein Unwesen treibe. Noch jetzt steht die alte Burg, wenn auch hie und da der Zahn der Zeit zerstörend in ihren Mauern gewirkt hat. Friedliche Wanderer, die bei nächtiger Stunde an den Ruinen vorübergingen, erzählen aber gar Unheimliches. Zwerge und Gnomen sind ihnen über den Weg gelaufen und vorzüglich ist es der Fitzliputzli, der Kammerdiener

des Rübezahl, der kleine Teufelskerl, der die Leute oft neckt und irre führt.“

Hier schloß die Mutter. Der alte Berthold rief die erste Morgenstunde ab und die beiden Geschwister schmiegten sich eng an einander, als sie das dürftige Lager suchten. — Die Geschichte war wirklich etwas zu schaurig und grausenerregend. —

Zweites Kapitel.

Der reiche Mann.

Drei Tage später begleitete der kleine Gottfried seine Mutter in die nahegelegene Stadt, wohin Erstere einen Brief vor dem Schulmeister des Dorfes zu tragen hatte. Der Kleine war zwar oft in der Stadt gewesen und hatte sich schon vielmal über die großen, schönen Häuser und brei-

ten Straßen, über die geputzten Herren und Damen, namentlich aber über die ungeheure Menge Kuchenbuden gewundert, die zu beiden Seiten der Straßen standen, — aber so wehmüthig war's ihm nie ums Herz gewesen, so lüstern hatte er nie nach den Leckerbissen geschaut, als gerade heute. Der arme Junge hatte schon früher einmal in der Stadt ein Sechspfennigstück gefunden und es getreulich seiner Mutter übergeben: Heute ließ sich kein's blicken, so aufmerksam auch Gottfried eine Zeit lang jeden Stein des Straßenpflasters musterte. Heute hätte aber auch Gottfried ganz gewiß Kuchen gekauft, wäre ihm wieder so ein Sechserchen in die Hände gelaufen.

Mutter Margarethe hatte den Brief bei einem sehr reichen Manne abzugeben, dessen Haus von außen und innen wohl als eins der prächtigsten der ganzen Stadt gelten konnte. Verschwenderisch hauste hier der Reichthum. Gottfried stand starr vor Staunen. Die Mutter mußte lange, sehr lange warten, ehe sie Bescheid von dem vornehmen

Manne bekam. Endlich, nach einer guten halben Stunde erschien der Reiche wieder, übergab der Harrenden einen Brief und sagte ihr, daß sie nun gehen könne. In der Thür indeß wandte er sich noch einmal um und fragte Mutter Margarethen, ob sie für diesen Weg vom Schulmeister bezahlt worden sei. Die gute Frau war viel zu ehrlich, um die Unwahrheit zu sagen; sie gestand daher, daß ihr für diesen Weg jedesmal 6 Pf. verabreicht worden seien und daß sie nicht zweifele, daß dies diesmal auch der Fall sein würde. „Sechs Pfennige?“ brummte der Mann und es schien, als ob er sich wundere, über dieses geringe Botenlohn. Dann griff er schnell in die Tasche, zog einen Thaler hervor und warf ihn Magarethen zu, mit den Worten: „Hier Frau, der arme Teufel von Schulmeister mag seinen Sechser diesmal behalten!“

Mutter Margarethe wußte nicht, wie ihr geschah. Einen Thaler für einen einzigen Weg in die Stadt, das schien ihr denn doch etwas zu viel. Sie zögerte anfänglich wirklich, das Geschenk zu

nehmen und erst als ihr der anwesende Bediente des Herrn auf ihre Bemerkung, daß der gute Mann sich gewiß vergriffen und so ihr vielleicht viel mehr gegeben hätte, als er ihr eigentlich zu geben Willens gewesen wäre, erwiederte, daß dieses durchaus nicht der Fall sei, nahm sie den Schatz, denn als einen solchen betrachtete die arme Frau den Thaler, und steckte ihn ein.

Erst als sie längst die Thore der Stadt hinter sich hatte, erholte sie sich von ihrer Verwunderung und das Gefühl der Freude machte nun dem des Staunens Raum. Auch Gottfried war schweigsam durch die langen Straßen der Stadt neben seiner Mutter einhergegangen. Es war der erste Thaler, den der gute Junge zu Augen bekam. Daß es solch' große Geldstücke gebe, davon hatte das arme, nur in Kummer und Elend erzogene Kind bisher noch keine Ahnung gehabt.

„Aber, liebe Mutter," meinte er endlich, nachdem sie schon eine gute Strecke gegangen waren, „nun kannst Du doch gewiß Holz und Brod für

den ganzen Winter, und mir und dem kleinen August auch Schuhe und Strümpfe kaufen, damit wir nicht mehr frieren?"

„Armes, unschuldiges Kind!" entgegnete die Mutter schmerzlich lächelnd, „Du kennst den Werth des Geldes noch nicht. Ein Thaler ist zwar schon viel Geld und man kann für einen Thaler so Manches kaufen, aber Du willst doch gar zu viel dafür haben. Wenn ich Dir und dem August Schuhe und Strümpfe kaufe, so bleibt kein Pfennig übrig. Zu Brod hat uns ja der liebe Gott immer verholfen und wenn wir frieren, gehen wir hinüber zu der Base Sophie, die immer ein warmes Stübchen hat."

Gottfried seufzte tief auf. „Wie viel muß man denn eigentlich solcher Thaler haben, um ein reicher Mann zu sein?" fragte er endlich nach einer Pause.

Die Mutter konnte hier ein herzliches Lachen nicht unterdrücken. „Das ist eine kuriose Frage, mein Sohn," sagte sie, „und ich weiß wirklich

nicht, wie ich Dir dieselbe beantworten soll. Siehst Du, unser Pfarrer heißt ein reicher Mann, weil er außer seinem guten Einkommen, noch ein kleines Bauerngut besitzt, das leicht 1500 Thaler werth sein kann. Der Amtmann ist nun schon viel reicher. Er hat ein Rittergut, das er jeden Tag für 20,000 Thaler verkaufen kann, und vielleicht noch einmal so viel Geld daheim im Kasten. Der Pastor ist gegen den Amtmann nun immer ein armer Mann, denn dieser hat sonach wohl dreißigmal mehr Vermögen als jener. Aber Beide sind nicht reich, betrachten wir das Vermögen des Herrn Geheimeraths, bei dem wir jetzt waren, und der mir den Thaler schenkte. Dieser hat vielleicht 20 Rittergüter, von denen jedes dreimal so groß, als das unseres Herrn Amtmanns ist, und verdient oft in einem Jahre so viel Geld, als unser Herr Pastor nebst dem Amtman an Vermögen haben."

„Nun, dann kann der Mann auch leicht einen Thaler verschenken," fiel der Kleine ziemlich treuherzig ein; „hätte ich so viel Geld, ich würde Dir

10 Thaler für Deinen Weg gegeben haben. — Aber, was macht denn der Mann mit dem vielen Gelde?"

„Ach, da macht er gar mancherlei," versetzte die Mutter. „Da baut er sich große, schöne Häuser und vermiethet sie, wenn er sie nicht selbst bewohnen will, für hohen Miethzins an andere, minder reiche Leute. Er hält sich Kutschen und Pferde, Kutscher und Bedienten, giebt oft große Schmausereien, reist im Sommer in die Bäder, geht oft in die Komödie und was dergleichen mehr ist."

„Das ist schön, meinte Gottfried; „aber woher kommt es denn, daß nicht alle Menschen so viel Vermögen haben?"

„Die Vorsehung hat es weise so eingerichtet, daß es Reiche und Arme, Mächtige und Niedrige giebt. Wäre Jeder gleich reich und gleich mächtig, so würde Niemand arbeiten, Niemand dem Andern dienstbar sein wollen. Jeder würde dann aber auch nach eigener Willkühr handeln, da ihm Nie-

mand Gesetze vorschreiben oder ihn für ungesetzliches Benehmen bestrafen dürfte."

Gottfried sah wohl ein, daß die Mutter Recht hatte, und schwieg daher; aber im Herzen beneidete er doch die Reichen und Mächtigen, die seiner Meinung nach ein so sorgenloses Leben führten, ohne hungern, oder frieren zu müssen. Er wünschte sich im Stillen auch wohl so ein recht hübsches Vermögen, damit er auch Kutsche und Pferde halten und schöne Häuser bauen könne. — So ging er lange nachdenkend neben seiner Mutter. Schon hatten sie bald die Heimath erreicht, da frug er plötzlich hastig:

„Aber, wo sind denn die Schätze des Ritters Cuno, von dem Du gestern Abend erzähltest, gute Mutter? wo ist denn sein Geld und sein Reichthum überhaupt hingekommen?"

„Wie kommst Du denn jetzt auf den Ritter Cuno?" meinte lachend die Mutter. „Du willst doch nicht etwa das Geld holen? Da gieb Dir ja keine Mühe; die Reichthümer bewachet, wie die

Sage erzählt, Rübezahls Kammerdiener, der schelmische Fitzliputzli, von dem ich Dir schon gestern Abend sagte, daß er keinen Menschen in Ruhe und Frieden läßt, sondern Jedermann verspottet und neckt."

„So — so —" entgegnete im langgedehnten Tone der Kleine, fast verdrießlich, wie es schien, über der Mutter Zurechtweisung.

Drittes Kapitel.

Gottfrieds Schwermuth. — Er verläßt das mütterliche Haus.

Es konnte ziemlich ein halbes Jahr vergangen sein. Eine warme Märzluft schmolz den noch wenigen Schnee, der sich hie und da auf den höher gelegenen Theilen der reichlich mit Schneeglöckchen bedeckten Fluren zeigte, immer mehr und

mehr zusammen und die Eisscholle, auf der sich die Dorfjugend nach den Schulstunden gewöhnlich zu belustigen pflegte, war nun so klein geworden, daß es auch die ärgsten Wagehälse unter den Bauernjungen nicht unternahmen, das gefährliche Fahrzeug zu besteigen. Pastors Friedlieb hatte längst den kleinen Handschlitten auf den Boden geschafft, und er wartete nun mit seinen Kameraden nur auf trockene Witterung, um das Ballschlagen, Ringelrennen, Soldatenspielen ꝛc. ꝛc. sofort zu beginnen. Vorläufig wurden die militairischen Exercierübungen mit den bleiernen Soldaten in des Pastors großer Wohnstube gehalten und es war da jeden Nachmittag ein Lärmen, als sei fürwahr irgend ein großes Heer lebender Krieger im Anzuge. Die Knaben aus dem Dorfe waren alle zusammen, doch, — daß ich nicht lüge, — einer fehlte und dieser Eine war — unser Gottfried. Wo mochte er stecken? Wir wollen sehen.

Gottfried war in der letzten Zeit von Tage zu Tage düsterer und schwermüthiger geworden.

Schon im Anfange des Winters hatte er oft wunderliche Fragen an seine Mutter, manchmal auch an seine Kameraden gerichtet. Die Erstere war beinahe ängstlich geworden, die Letzteren hatten ihn tüchtig ausgelacht. Dann hatte er wieder einmal seiner Mutter einen närrischen Traum erzählt, wie er ein reicher, großer, mächtiger Mann geworden sei, Kutsche und Pferde gehalten habe u. s. w. Mutter Margarethe gab sich viel Mühe, um dem Knaben das tolle Zeug aus dem Sinn zu reden, aber umsonst. Der Kantor, dem sie es erzählt, hatte ihm noch eindringlicher zugeredet; auch er vermochte nichts, und da Gottfried überdies einer seiner fleißigsten Schüler war und auch jetzt noch, trotz seines Schwersinns, sehr brav lernte, so beruhigte er die Mutter des Knaben und meinte, sein Düstersein würde sich schon legen, wenn erst der Sommer komme und der Kleine nicht mehr in der Stube zu hocken brauche.

Der Sommer kam, aber der Kleine blieb trübsinnig, wie vorher. Eines Morgens aber stand

er ungewöhnlich früh auf, weckte die Mutter und sagte dieser, er müsse fort, es sei ihm diese Nacht der Kammerdiener des Rübezahl, Fitzliputzli und noch ein anderer, der gute Rosinen- und Mandelkönig Kokelmok erschienen und Beide hätten ihn aufgefordert, sich auf den Weg nach dem Cunoschen Schlosse zu machen, weil er allda schon längst erwartet werde. — Das war der guten Frau denn doch zu viel. Sie sah ein, daß es hohe Zeit sei, endlich einmal Ernst gegen den kleinen Bengel zu gebrauchen, denn durch Güte, das merkte sie bald, ließen sich die eingebildeten Dummheiten durchaus nicht aus dem Kopfe des Knaben bringen. Sie ergriff daher einen tüchtigen Stock und prügelte den Träumer und Geisterseher tüchtig durch, sperrte ihn hierauf in den Ziegenstall und ließ ihn daselbst bis zum Abend stecken. Erst als er feierlich versprochen hatte, nie wieder an die nächtlichen Erscheinungen zu denken, noch weniger aber davon zu sprechen, erhielt er seine Freiheit wieder. Von Stund' an erwähnte Gottfried kein Wort mehr

von der Cuno'schen Ritterburg, doch blieb er einsilbig und verschlossen, wie vorher.

Eines Morgens aber schickte ihn die Mutter in das benachbarte Dorf, um Milch zu holen. Er ging, als es schon anfing zu dämmern und die Mutter bereute es später fast, den Knaben mit einbrechendem Abend noch eine halbe Stunde weit weggeschickt zu haben. Indeß war nach Kerstewitz, so hieß das Dorf, der Weg schnurgerade und ganz frei gelegen, so daß Gottfried weder auf Abwege gerathen, noch sonst in Gefahr kommen konnte. Doch es schlug acht, neun, zehn am Thurmzeiger und Gottfried war immer noch nicht da. Die Mutter hatte die kleine Anna schon mehrmals hinausgeschickt vor das Dorf, damit sie sähe, ob der Bruder bald käme — jetzt eilte sie selbst hinaus, getrieben von unendlicher Mutterangst. Es schlug elf — der Kleine war noch nicht da. Da zündete die arme Mutter weinend das spärliche Licht in der Laterne an und wankte hinaus in die pechschwarze Nacht, um den Liebling ihres Herzens

zu suchen. — — O Kinder! Kinder! Ihr wißt noch nicht, wie weit Aelternliebe geht, wißt nicht, mit welcher Innigkeit eine liebende Mutter ihre Kinder umfängt. Die Dankbarkeit der Kinder sollte ohne Grenzen sein. — Auf dem ganzen Wege fand die arme Frau keine Spur von ihrem Sohn und als sie in das Dorf, wohin sie ihn gesandt, kam, erfuhr sie das Schrecklichste. Man hatte ihn hier gar nicht gesehen, wohl aber hatte ein aus dem Felde heimkehrender Landmann einen Topf gefunden, in welchem sich ein Groschen befand. Die arme, beklagenswerthe Mutter erkannte den Topf als den ihrigen. Bange Ahnungen bemeisterten sich ihrer. Des Knaben Schwersinn, seine oft so wunderlichen Fragen, namentlich aber seine Träumereien und vermeintlichen Geistererscheinungen fielen ihr ein und alle diese Umstände vereinigten sich, um ihr das schrecklichste Bild von des Knaben Schicksale vorzumalen. Sie schlich in Todesangst nach Hause, blieb aber die ganze Nacht

vor der Thür sitzen, noch immer hoffend, daß Gottfried heimkehren werde. Er kam nicht.

Am andern Morgen sprach man im ganzen Dorfe von dem Verschwinden des Knaben. Der Pastor sandte Boten aus, nach allen Gegenden, aber Alle kehrten unverrichteter Sache heim. — Gottfried war und blieb verschwunden.

Viertes Kapitel.

Gottfried's Reue. — Sein Zusammentreffen mit Fitzliputzli.

Meine kleinen Leser werden selbst neugierig sein, zu erfahren, was aus Gottfried, dem Taugenichts geworden ist, und es wird Zeit, daß ich sie wieder zu ihm führe. Wir finden ihn am andern Mittag, in drückender Sonnenhitze, schon beinahe fünf Meilen von seinem Wohnorte entfernt. Er ist

in Folge der ungewohnten Reisestrapazen gänzlich ermattet. Kaum noch vermögend zu gehen, hat er sich in den Schatten eines dicht belaubten Baumes gesetzt und denkt über sein Schicksal nach. Die Reue ist bei ihm schon gekommen. Aber warum bist Du denn nicht daheim bei der guten Mutter geblieben, Du Bösewicht?

Gottfried hatte schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, um sich auf die leichteste Weise aus der Mutter Hause entfernen zu können. Daß der Rübezahlsche Kammerdiener Fitzliputzli nebst seinem Genossen, dem Rosinen- und Mandelkönig Kokelmok zwei Mal des Nachts vor seinem Bette erschienen waren, um ihn in das Cuno'sche Ritterschloß im Riesengebirge einzuladen, war keineswegs erlogen, sondern pure, reine Wahrheit, wenn es Euch gleich früher etwas lügenhaft vorgekommen sein mag, meine kleinen Leser. Daß ihm die Mutter dies nicht glaubte, war sehr natürlich; — wer sollte das auch glauben, der nicht selbst dabei gewesen ist? Dies ist nun zwar bei mir, dem Erzähler dieser Ge-

schichte, auch nicht der Fall, aber ich weiß doch, daß es wahr ist. Kurz, die beiden Geister waren da gewesen und es war den armen Gottfried immer schmerzlich angekommen, daß er ihrer freundlichen Einladung keine Folge leisten konnte. Etwas Böses konnten sie doch unmöglich mit ihm vorhaben, da sie beide so gutmüthig ausgesehen, wie jeder andere gute Mensch, — Kokelmok hatte ihm sogar Rosinen und Mandeln, so viel er nur immer essen wollte, versprochen, — was sollte ihn also abhalten? An jenem Abende nun, wo ihn die Mutter nach Milch fortschickte, fiel ihm dies Alles wieder recht lebhaft ein und — nun das Uebrige wissen wir schon.

Weinend saß der Kleine nun unter dem Baume. Wie weit es bis in das Riesengebirge war, wußte er gar nicht, denn alle Leute, die er darnach fragte, konnten ihm keine Auskunft geben und ein armer Handwerksbursche hatte ihm auf die Frage geradezu ins Gesicht gelacht. Dabei übermannte nun der Hunger den kleinen Schelm,

und obgleich er das Hungern in seiner Mutter Hause ausnehmend gut gelernt hatte, so mußte er sich doch zugestehen, daß es ihm noch nie so fürchterlich im Leibe geknurrt habe, wie heute. Der Schlaf machte endlich all seinem Jammer ein Ende; vor Müdigkeit sank er zusammen und schnarchte so bis gegen Abend. Da wachte er wieder auf, versuchte, ob er gehen könnte und als ihm dies nicht gelang, hielt er es für das Gerathenste von Neuem zu schlafen. Er träumte wunderbar. Der Kammerdiener Fitzliputzli und Kokelmock waren immer um ihn. Der Erste zeigte ihm viele Thaler, der Andere viele Mandeln und Rosinen und er aß sich so satt, daß er zuletzt auch nicht eine einzige Rosine mehr zu verschlucken im Stande war. Dann träumte er wieder, er sei daheim in seiner Mutter Haus, schütte dieser blanke Thaler in die Schürze, und theile unter die Geschwister des Rosinenkönigs Süßigkeiten aus. Aber auch Unangenehmes träumte ihm. Der Kantor kam mit dem Haselstocke und gab ihm reichlichen Lohn auf den

Rücken für das lange Ausbleiben vom mütterlichen Hause. Er schrie in der Angst laut auf. Da war's, als packe ihn Jemand mit gewaltiger Faust und — er erwachte. Es war stockfinstere Nacht. Neben ihm aber kniete ein kleines, kaum zwei Schuh hohes, aber gewiß drei Schuh breites Männchen, eine Fackel in der Hand tragend. Gottfried machte große Augen; es schien ihm, als hätten die Züge seines wunderlichen Nachtgenossen Aehnlichkeit mit denen des ihm früher erschienenen Fitzliputzli, aber die unnatürliche Gestalt hatte jener nicht gehabt. Er wagte es anfänglich nicht, ein Wort zu sprechen, doch da der kleine Zwerg auch schwieg und ihn immer starr ansah, faßte er sich endlich ein Herz und fragte:

„Wer bist Du guter Mann? Thu' mir nichts zu Leide. Ich bin zwar ungehorsam gewesen und von meiner Mutter fortgegangen, die gewiß zu Hause um mich weint." —

Die letzten Worte sprach Gottfried schon im weinerlichen Tone; die Thränen rannen ihm über

die Backen und es schien, als ob der Zwerg selbst von Mitleid ergriffen würde.

„Wo wolltest Du denn hin, kleiner Mensch?“ fragte er nach einigen Augenblicken.

„Wohin?“ — erwiderte Gottfried zögernd; „wohin? — — Das — ja das weiß ich selbst nicht.“

„Wirklich nicht?“ wiederholte der Zwerg und sah dabei dem Kleinen scharf ins Angesicht, so daß dieser erröthend die Augen niederschlug.

„Nun, keine Antwort?“ fuhr der Zwerg noch ernster fort.

„Ich — wollte — ja — ich — ich wollte zu Herrn Fitzliputzli, dem Kammerdiener des großen Berggeistes Rübezahl.“

„Und was wolltest Du bei dem?“

„Ich weiß selbst nicht.“

„Du lügst schon wieder, Schelm!“

Dem Kleinen wurde angst und bange bei den scharfen Fragen des Zwerges. Er fing bitterlich zu weinen an und erzählte endlich Alles.

„Nun denn," begann der Zwerg wieder, „da ich sehe, daß Du nicht lügst, so will ich Dir nur sagen, daß ich selbst der Fitzliputzli bin, zu dem Du willst. Ich habe Gutes mit Dir im Sinne; fürchte Dich nicht, es soll Dir kein Leid geschehen."

Fünftes Kapitel.

Die Luftreise. — Ankunft in der Burg. — Der Berggeist Rübezahl.

Als dies Fitzliputzli gesagt hatte, schlug er mit der Fackel dreimal auf den Erdboden, der sich sogleich öffnete. Eine kleine niedliche Kutsche, mit zwei kohlschwarzen Ziegenböcken, deren Augen gleich glühenden Kohlen durch die Nacht blitzten, bespannt, stieg aus der Tiefe empor und ehe sich Gottfried die Sache noch recht besehen hatte, saß er schon neben dem Zwerg in dem Wagen. Letzterer er-

griff die Peitsche und fort gings im raschen Fluge. Die Kutsche fuhr aber nicht auf ebener Straße, wie jedes andere Fuhrwerk, sondern sie hob sich, gleich einem Luftballon hoch in die Lüfte, und es kam dem kleinen Gottfried mehrmals so vor, als ob die Ziegenböcke wirklich Flügel hätten.

Auf dem Wege fragte er seinen Gefährten, den er nun schon recht lieb gewonnen hatte, wiederholt, wie weit es denn eigentlich bis in die Ritterburg wäre; aber der Zwerg lachte und meinte, ehe es Tage werde, würden sie schon hinkommen.

Und wirklich, der Morgen graute kaum, als der Wagen sich plötzlich sanft aus der Luft herabsenkte, und vor einem großen Thore still hielt, das den Eingang einer halbverfallenen Burg bildete.

„Wir sind am Ziele unserer Reise;" sagte Fitzliputzli, indem er seinen Reisegefährten, unsern Gottfried, sanft aus der Kutsche hob.

Die großen eisernen Thüren öffneten sich, nachdem der Zwerg einige Worte gemurmelt hatte, und die Beiden traten ein. Auf dem großen Vor-

hofe, in dem sie sich jetzt befanden, zeigte sich keine Seele. Alles war ruhig, und nur im Hintergrunde bewegte sich ein großes Rad, doch ohne alles Geräusch. Der Zwerg öffnete eine Seitenthür und führte Gottfried durch mehrere lange, nur spärlich erleuchtete Gänge, deren letzter in einen breiten Saal führte, vor dem zwei Riesen Schildwache standen. Unser kleiner Freund hätte sich beinahe vor den baumlangen Kerlen gefürchtet, wenn nicht Fitzliputzli ihm schon vorher auf der Reise gesagt hätte, daß er sich vor nichts, was ihm auch in der Burg begegne, zu fürchten habe. Die Riesen waren indeß auch sehr höflich und bescheiden und verwehrten Gottfried den Eingang in den Saal keineswegs. Letzterer war ringsum mit purpurrothem Sammet behangen, und in einer Ecke desselben stand ein goldener Thron, auf dem ein Mann saß, so schön und so glänzend gekleidet, wie Gottfried noch Niemand gesehen hatte.

Fitzliputzli neigte ehrerbietig sein Haupt vor dem mächtigen Berggeiste Rübezahl (denn dies

und kein anderer war der Mann auf dem Throne) und auch Gottfried befolgte genau das Beispiel seines Führers.

„Wer ist dieser Wurm?“ fragte nach einer Pause Rübezahl finster und mürrisch.

„Es ist ein armes Kind, von weiter Ferne hergekommen, großer Geisterkönig, um Dich zu besuchen und von Dir eine Gnade zu erflehen.“

„So — so —“ brummte der Geist und strich sich dabei einige Male den ungeheuer großen Bart. „Nun er mag heute hier bleiben — will morgen mit dem Wurme sprechen;“ fuhr er endlich fort, indem er dem Fitzliputzli winkte, sich sammt seinem Schützlinge zu entfernen.

Dies Letztere thaten die Beiden auch bald, indem sie, doch immer in gebeugter Stellung, hinter dem Throne hin schlichen und endlich durch eine kleine Hinterthür sich entfernten.

„Gut, schon gut,“ sagte der Zwerg, als sie sich wieder in einem der Vorzimmer befanden, „nun ist Alles gut, da uns der Herrscher so gütig aufgenommen hat.“

„Gütig?“ fragte staunend Gottfried; „der Herr sah ja so finster und mürrisch aus, als wollte er einen gleich auf —“ hier schwieg der Schelm und erröthete über das unbesonnene Wort, das er eben beinahe ausgesprochen hatte; aber Fitzliputzli lachte, daß ihm der ungeheure Bauch wackelte und sagte, nachdem er sich einigermaßen von der Erschöpfung erholt hatte, die ihm solches Lachen verursachte:

„Auffressen! — wolltest Du sagen, mein guter Junge. Du hast wohl recht; der Alte sieht immer aus, als wäre er der leibhaftige Menschenfresser, aber es ist der beste Kerl von der ganzen Welt. Zwar wird er auch zuweilen zornig, vorzüglich, wenn er nicht recht aufgelegt ist, nicht gut geschlafen, Zahn- oder Kopfweh hat, aber das dauert nicht lange bei ihm. Tröste Dich, Dein Glück ist gemacht. Morgen früh führe ich Dich wieder zu ihm und Du sollst mir's gewiß Dank wissen.“

Gottfried beruhigte sich bei diesen Worten,

und folgte nun dem Herrn Fitzliputzli nach einer kleinen finstern Treppe, die wieder in einen großen Hof führte, der aber bei Weitem nicht so öde und leer war, als der Erste. Was hier unser Gottfried Alles sah — nun, ich vermag's kaum zu beschreiben. Im nächsten Abschnitte meines Büchleins will ich die Wunder erzählen, die sich vor seinen Augen entfalteten. —

Sechstes Kapitel.

Die Strafen Rübezahls. — Gutes Nachtlager im Geisterschlosse.

Ganz vorn am Eingange des Hofes standen zwei Menschen — doch nein, keine Menschen, sondern vielmehr Fleischklumpen, deren jeder mindestens 12 Ellen im Umfange haben konnte. An einen Kopf war bei diesen Wesen gar nicht zu denken. Derselbe war mit dem übrigen Körper so eng

verwachsen, daß die Augen gleichsam auf der Brust, die Ohren an den Schultern und der Mund auf dem Bauche waren. Die elephantenartigen Füße schienen gar nicht zum Gehen geschaffen, wenigstens bewegte sich keine der beiden Maschinen. Ihnen gegenüber saß ein altes Weib mit schielenden Augen, drei Nasen, sechs Ohren und zwei Mäulern, welche letztere unaufhörlich etwas herplapperten, was indeß unser Gottfried, so sehr er auch seine Ohren anstrengte, durchaus nicht hören konnte. Fitzliputzli erklärte ihm, daß die Frau früher eine der größten Schwätzerinnen auf dem Erdboden gewesen sei, und mit ihrer beispiellosen Schwatzhaftigkeit oft großen Schaden angerichtet habe. Das habe man dem Geisterkönig Rübezahl hinterbracht und dieser habe hierauf das Weib in jene gräßliche Gestalt verwandelt, in der sie jetzt erschiene. Dem kleinen Gottfried schauderte die Haut bei dieser Erzählung und er nahm sich im Herzen fest vor, niemals ein unausstehlicher Schwätzer zu werden. Weiterhin stand wieder ein

gänzlich abgemagertes Weib, deren leichenhaftes Aussehen unsern Gottfried zum innigsten Mitleid bewegte. Sie schrie unaufhörlich: „Gebt mir nichts zu essen! Gebt mir nichts zu trinken! Ich bin nicht hungrig! Ich bin nicht durstig! Ich bin ganz gewiß nicht hungrig und durstig!“ Als sich unser Kleiner über dieses seltsame Geschrei der Frau wunderte, erklärte ihm der Zwerg, daß diese die größte Lügnerin in ganz Europa gewesen sei. So oft sie das Maul aufgethan, habe sie gelogen. Auch dieses sei dem Rübezahl hinterbracht worden, und er habe befohlen, daß man nie etwas von ihren Worten glauben und jedesmal das Gegentheil von dem thun solle, was sie verlange. Ihr Geschrei sei nun den ganzen Tag: „Gebt mir nichts zu essen! Gebt mir nichts zu trinken!“ weil sie wisse, daß sie nur dann etwas bekomme, wenn sie wohl hundert Mal versichert habe, daß sie weder hungere noch dürste. Auf einem Steine im Hofe saßen sechs Kerle von rohem, wüstem Aussehen, denen man fortwährend die leckersten

Speisen und Getränke zutrug. Man redete ihnen fortwährend zu, doch ja zu essen und zu trinken; so wie sie aber diese Weisung befolgen und ihre Hände nach der Tafel ausstrecken wollten, fielen sechs heißhungrige Kerle über die Speisen und Getränke her und verschlangen sie mit einer unbeschreiblichen Gierigkeit. Die sechs Unglücklichen waren ehemals als Diebe und Räuber ein Schrecken der Menschheit. Jetzt widerfuhr ihnen dasselbe Leid, was sie früher ihren Nebenmenschen hundertfach zugefügt hatten; die Heißhungrigen waren Rübezahls dienstbare Geister, die Alles, jede Kleinigkeit, den ehemaligen Dieben wegstehlen mußten. Nicht weit von ihnen standen zwei andere Gestalten: ein armer, alter, auf Krücken gestützter Mann und ein böser, feuer- und flammenspeiender Geist. Der Arme flehte jeden der an ihm Vorübergehenden um eine geringe Gabe, nur um ein Stückchen hartes Brod an, doch Keiner schien geneigt, des armen Mannes Bitte zu erhören. Als Gottfried sich ihm nahte, wiederholte er von Neuem sein Flehen;

unser Kleiner hatte aber Nichts, gar Nichts, um es dem armen Manne zu geben. Als der böse Geist, des armen Mannes Begleiter, sah, daß Gottfried von Mitleid ergriffen wurde, verfinsterte sich sein ohnehin gräßliches Angesicht noch mehr; er stieß die fürchterlichsten Drohungen aus, so daß unser Kleiner ganz erschrocken zurückwich und sich hinter Fitzliputzli versteckte, von dem er später erfuhr, daß der arme Bettler die gerechteste Strafe erleide, da er früher ein großer Geizhals gewesen sei, der die wimmernden Armen von seiner Thür gestoßen habe. Rübezahl habe es angeordnet, daß Keiner sein Flehen erhören und ihm etwas zur Befriedigung seines Hungers verabreichen solle.

So sah Gottfried noch Manchen, über den Rübezahl eine gerechte Strafe verhängt hatte. Ich will Euch indeß nicht mit der Schilderung der mannigfachen Leiden ermüden, die hier so Viele erlitten. Nur einer erregte noch Gottfrieds besondere Aufmerksamkeit, da die Strafe, die er zu erleiden hatte, bei aller Gräßlichkeit, doch immer

komisch war. Es war dies ein früherer Näscher und Verschwender, der von dem Gelde, was er den Armen, die unter seiner Obhut standen, abgenommen hatte, herrlich und in Freuden lebte. Er mußte jetzt unter Rübezahls Herrschaft so viel Leckereien genießen, daß ihn wirklich Alles anekelte. Bis an den Hals stand er in einem großen Syrupfasse; kaum rührte er sich, so drang ihm ein Theil der dicken Süßigkeit in den Mund. Zwei Berggeister beschäftigten sich damit, ihm von Zeit zu Zeit ganze Ladungen von Kuchen, Torten, Zucker, Rosinen, Feigen, Mandeln, Datteln u. s. w. in den Hals hinunter zu stopfen, so sehr er sich auch gegen den Genuß dieser Leckereien sträubte. Eine gute Stunde hatte sich Gottfried mit seinem Zwergfreunde in diesem Theile des Geisterschlosses aufgehalten, denn immer bot sich seinen Augen Neues dar, und immer hatte dann wieder Fitzliputzli etwas zu erzählen oder zu erklären. Als sie sich Beide aus dem Hofe entfernten, athmete der arme Gottfried tief auf und war wirklich recht froh, aus

dem Bereiche dieses unglücklichen Ortes gekommen zu sein.

Fitzliputzli sagte ihm nun, daß es Zeit für ihn sei, sich zu Bett zu legen und in der That, nichts konnte unserm Kleinen erwünschter sein. Die Luftreise und der so scharfe Wind in den höhern Regionen der Atmosphäre hatten ihn mehr müde, als munter gemacht, und er nickte daher beifällig zu des Zwerges Antrage. Dieser führte ihn nun in ein allerliebstes Stübchen, wo ein Bettchen mit seidenen Decken, ganz wie für ihn geschaffen, sich befand.

„Bevor Du schlafen gehst, mußt Du aber auch essen, denn hungrig bist Du Doch gewiß?" sagte der Zwerg, als sie sich hier befanden.

Gottfried sagte mit Freuden: „Ja," — denn obgleich er anfänglich bei all den wunderbaren Schauspielen, die er sah, den Hunger fast ganz vegessen hatte, so hatte der böse Geist sich doch jetzt in verstärktem Maaße eingestellt. Fitzliputzli trug auf, als hätte er einen Fürsten zu Gaste.

Hundert verschiedene Schüsseln mit den kostbarsten Leckerbissen gefüllt, kamen nach und nach auf die Tafel. Da gab es Fasanen, Schnecken, Rebhühner, Indianische Schwalbennester, Austern, kurz Speisen, von denen unser Gottfried in seinem Leben noch nichts gehört, vielweniger gegessen hatte.

Aber, wie aß er auch? Selbst Fitzliputzli, der sich doch gewiß nicht so leicht über etwas wunderte, gerieth in Erstaunen bei der großen Eßlust des Kleinen. Es schien, als ob der Magen des Knaben dies gar nicht Alles fassen könne. Gottfried aß so lange, bis er nicht mehr konnte, dann neigte er den Kopf, lallte noch etwas von: „Gut geschmeckt, — und danke schön," und schlief ein.

Der Zwerg lachte, entkleidete seinen Gast und legte ihn sanft ins Bette. Bald schnarchte Gottfried, daß man es durch drei Thüren hören konnte. Diesmal träumte er gewiß Schöneres, als in der verwichenen Nacht. Nun wir wollen ihn morgen früh fragen, wenn er erwacht ist.

Siebentes Kapitel.

Neue, gewaschene Kleider. — Rübezahl verspricht viel Gutes.

Richtig — er hatte wunderschön geträumt. Von der Mutter heim, die gar nicht mehr in Angst und Sorge war, von Rübezahl, der ihn reichlich beschenkte, von Fitzliputzli, der ihn wieder nach Hause geleitete u. s. w. Er erwachte sehr spät. Die Sonne stand schon hoch am Himmel und warf ihre wärmenden Strahlen auf sein weiches Lager. Vor seinem Bette aber kniete ein wunderschöner Knabe, der ihm sagte, daß er sich ein Frühstück bestellen möge.

„Ein Frühstück?" fragte verwundert Gottfried, doch faßte er sich bald wieder und bestellte Milch und Semmel; ein delicateres Frühstück kannte er noch nicht. Sofort brachte ihm der Knabe auf silbernem Geschirr das Verlangte. Er aß heut nur sehr wenig, weil er von der gestrigen Abend-

mahlzeit wirklich noch zu satt war. Bald kam auch Fitzliputzli.

„Nun, gut geschlafen, mein Gottfried?“ rief er lächelnd beim Eintreten.

„Sehr gut, sehr gut! Aber wer auch auf einem solchen weichen Lager nicht gut schlafen wollte!“ versetzte heiter der Kleine und sprang munter, wie ein Rehbock aus dem Bette. Er suchte seine Kleider, aber sie waren nicht vorhanden. Einen ängstlich fragenden Blick auf Fitzliputzli werfend, begann er nach einer Pause: „Wo hab' ich mich denn gestern Abend ausgekleidet, guter Herr? Gewiß nicht hier, denn . . . .“

„Beruhige Dich, mein Kleiner!“ unterbrach ihn freundlich der Angeredete; „ich werde dafür sorgen, daß Du Deine Kleider wieder bekommst.“

Und damit winkte er dem schönen Knaben, der sich augenblicklich entfernte und bald mit einem großen Pack zurückkehrte, das er vor den Augen Gottfried's öffnete und entfaltete.

Potz Tausend! Was sah Gottfried hier alles?!

Wunderschöne, weiße, seidene Höschen mit rothen Zwickelbändern besetzt, eine eben so schöne Jacke, Stiefeln, Weste, Hut, Strümpfe, Halstuch — kurz Alles, was nur irgend zu einem vollständigen Anzuge gehörte. Gottfried traute seinen Augen kaum. Er schwieg lange; — dann meinte er plötzlich: „Aber das sind doch nicht meine Kleider?"

„Nicht Deine Kleider? Warum denn nicht? Ich habe sie ja nur waschen und säubern lassen, damit Du in anständiger Tracht vor unserm Berggeist Rübezahl erscheinen kannst;" entgegnete Fitzliputzli mit einem Ernste, der die lauterste Wahrheit verkündete.

Indeß glaubte unser Gottfried die Sache denn doch nicht so ganz. Daß in diesem Zauberschlosse gar manches unbegreifliche Wunder geschehen könne, gestand er sich wohl zu, aber daß Fitzliputzli, oder sein mächtiger Gebieter, aus einem Paar leinenen Hosen seidene waschen konnten, wollte ihm nicht in den Kopf. Doch war er mit dem Tausch zufrieden und stand keinen Augenblick an die schönen Sachen

an die Stelle seiner frühern schlechten anzuziehen. Fitzliputzli war ihm hierbei sehr behülflich. Bald stand der Kleine, auf das Köstlichste herausgeputzt, vor dem Zwerge, der ihn sofort zu dem Bergkönige Rübezahl führte.

Dieser saß wieder in seinem großen Saale, auf prächtigem Thronsessel, aber diesmal nicht allein, sondern umgeben von einer Schaar glänzend gekleideter Geister, die alle bereit standen, jeden Befehl, ja jeden Wink ihres Gebieters sofort zu befolgen. — Als Gottfried eintrat, lächelte Rübezahl freundlich und gebot ihm, näher zu treten.

„Nun, was willst Du hier, lieber Kleiner?" begann er endlich, nachdem sich Gottfried schüchtern in seinen Willen gefügt hatte. „Daß Du nicht so von ungefähr kommst, kann ich mir schon denken; es muß Dir doch wenigstens Jemand gesagt haben, daß ich hier wohne. Wer ist das gewesen?"

„Meine Mutter," versetzte Gottfried schon unbefangener.

„Deine Mutter? Woher weiß denn diese, daß ich hier wohne?"

„O, das wissen noch mehr Leute — meine Geschwister zum Beispiel und Pastors Kinder, denen ich die Geschichte von Ihnen, Herr Rübezahl, wie sie mir meine Mutter erzählt hat, auch mitgetheilt habe."

„Was hat Dir denn Deine Mutter von mir erzählt?"

„Ach, ganz hübsche Dinge. Erst hat ein böser, hartherziger Mann, der rauhe Ritter Cuno diese Burg bewohnt, ein Geizhals, der die armen Leute von seiner Thür gewiesen hat. Den haben Sie getödtet, gnädigster Herr Geist, weil er eines Tages in blutgieriger Grausamkeit seine Hunde auf einen armen Mann gehetzt hat. Darauf sind des Ritters Knappen furchtsam aus der Burg gezogen, und Sie haben Besitz davon genommen. Das ist schon viele hundert Jahre her, wie die Mutter sagt, aber die Leute wissen es recht gut, daß Sie noch hier wohnen. Nun hörte ich immer,

daß Herr Rübezahl ein guter, wohlthätiger Mann sei, der gern die Armen, wenn sie gut und bieder, reichlich beschenke, und nur die Bösen und Geizigen verfolge; deshalb wollt' ich schon längst zu ihm, nur wußte ich nicht, wie ich es anfangen sollte, um dies zu bewerkstelligen. Tag und Nacht dachte ich an den guten Bergkönig Rübezahl; da erschien mit einem Male des Mitternachts vor meinem Bette der Kammerdiener desselben, der gute Fitzliputzli, begleitet von seinem Freunde, dem Rosinen- und Mandelkönig Kokelmok. Beide forderten mich auf, hierherzukommen, doch gab mir leider keiner die Wege an, die ich deshalb gehen mußte. Da hab' ich mich denn vorgestern Abend auf gut Glück auf den Weg gemacht. Anfänglich ging es gut, dann wurde ich aber müde und immer müder, so daß ich zuletzt nicht mehr zu gehen im Stande war. Da erschien aber wieder Herr Fitzliputzli und geleitete mich in seinem wunderbaren Luftwagen hierher, wo ich gestern in der Frühe angekommen bin. Mein Freund, der gute Herr

Fitzliputzli hat mich gestern Abend auf das Köstlichste bewirthet, hat mich in ein herrliches Bettchen gebracht und hat, es ist ein allerliebster Mensch, meine Kleider so schön gewaschen — sehen Sie nun Herr Rübezahl! — daß ich heute wirklich gewiß noch hübscher angeputzt bin, als Amtmanns Adolph in unserm Dörfchen.

Hier schloß der Kleine seine Erzählung, weil der Berggeist aus vollem Halse zu lachen anfing. „Was Du sagst! Ist denn mein Kammerdiener eine Waschfrau geworden? Tritt doch einmal näher, mein Kleiner, damit ich Deine gewaschenen Kleider genau besichtigen kann.“ — Gottlieb gehorchte augenblicklich. Der Berggeist aber lachte noch mehr, als er die schönen Kleider besehen hatte und sagte: „Nun fürwahr, der Fitzliputzli hat seine Sache sehr gut gemacht. Da Du nun neue Kleider hast, so bist Du gewiß zufrieden, oder hast Du noch irgend einen Wunsch?“

Gottfried zauderte einen Augenblick. — Ach! er hatte ja noch so viele Wünsche, — er wollte

ja für die Mutter, für die Geschwister, für Alle bitten; doch war ihm so werkwürdig zu Muthe, er konnte nicht sprechen, so gern er auch wollte.

„Nun, sprich doch, mein Kleiner!“ wiederholte Rübezahl, dem die Verlegenheit des Knaben Spaß machte.

„Ich“ — begann endlich Gottfried stotternd; — „ich — nun — ich möchte so eigentlich wohl nichts mehr haben, als daß Sie mich einmal mit dem guten Rosinen- und Mandelkönig sprechen ließen, mein bester Herr Rübezahl; aber für meine arme Mutter, ja für diese und dann auch noch — wenn es nicht zu viel wird, für meine armen Geschwister möchte ich wohl noch bitten.“

„Nun, was willst Du denn für die Mutter und für die Geschwister?“ fragte Rübezahl weiter.

Gottfried zögerte abermals, und nur ein wohlwollender Blick des Bergkönigs und nur ein Wink seines Freundes Fitzliputzli konnte ihn dazu bewegen, von Neuem das Wort zu ergreifen. Mit thränenden Augen schilderte er nun die elende, schreck-

liche Lage, die drückende Armuth seiner Mutter, erzählte, wie sie während des vergangenen harten Winters kaum Brod, geschweige denn Holz für sich und die Ihrigen gehabt hätte, wie sie in Schulden gerathen sei, und wie sie jetzt in Gefahr stehe, auch den letzten Rest ihrer Habe, ihr Obdach zu verlieren, da der Amtsdiener tagtäglich zur Beitreibung rückständiger Steuern komme und schon längst damit gedroht habe, daß die Hütte ohne Weiteres verkauft werden müsse, wenn nicht endlich einmal Zahlung erfolge. „Jetzt," so schloß der Kleine mit schluchzender Stimme seine Erzählung, „hat nun wirklich der Herr Amtmann unser kleines Häuschen öffentlich ausbieten lassen, und, so wie sich ein Käufer dazu findet, werden wir herausgeworfen und müssen bettelnd weiter ziehen, da uns gewiß Niemand im Dorfe aufnehmen wird. Es ist ja zu bekannt, daß wir bei unserer Armuth kein Miethgeld für ein Obdach bezahlen können."

„Nun, da meinst Du wohl," versetzte Rübezahl,

als der Kleine jetzt schwieg, „daß ich Euch hier in meiner Wohnung einstweilen Herberge geben soll. Das wird schwerlich gehen.“

„I, Gott bewahre!“ fiel der Kleine schnell ein; „das will die Mutter ganz und gar nicht, ich meinte nur ——“ hier schwieg unser Gottfried wieder, er schlug feuerroth die Augen nieder, und abermals rann eine große Thräne über seine Wange. Auch der Berggeist schien ergriffen, er stieg herab von dem Throne, nahte sich zutraulich dem armen Knaben, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Nun, weine nicht, mein Kind, ich habe Dich schon verstanden. Ich gebe Dir mein Wort, daß Deiner Mutter geholfen werden soll. Sag' ihr das von mir, sei aber auch Du fortan immer ein guter und folgsamer Sohn, wie Du jetzt gewesen bist, so werde ich auch Deiner in Zukunft gedenken und Dein Glück bereiten. Jetzt besuche noch den guten Rosinen- und Mandelkönig,“ setzte er lächelnd hinzu, „dann aber setze Dich wieder auf den Luftwagen und fahre so

schnell als es nur immer geht mit Fitzliputzli nach Deiner Heimath, damit die Mutter sich nicht länger ängstigt und Sorge um Dich trägt."

Achtes Kapitel.

Der gute Rosinen- und Mandelkönig. — Zucker, Chocolade, Rosinen, Mandeln, Torte, Marzipan, Limonade ꝛc. ꝛc.

Nun gings zum Kokelmok. Für die Mutter und die Geschwister hatte Rübezahl wohl zu sorgen versprochen, aber zwischen Versprechen und Halten des Versprechens ist ein gewaltiger Unterschied. So dachte Gottfried. Warum gab ihm der mächtige und reiche Berggeist denn nicht lieber gleich einen Haufen Gold, oder Silber wenigstens? Da wäre ja Alles abgethan gewesen und der närrische Kauz brauchte sich in seinem ganzen Leben nicht wieder um die Familie zu bekümmern. Gott-

fried hatte wirklich so halb und halb recht. Er hatte schon oft gehört, daß große Herren am Seltensten Wort zu halten pflegen; wie nun, wenn dies bei Rübezahl derselbe Fall sein sollte. Wie leicht konnte der gute Berggeist nicht die ganze Geschichte vergessen. Der Kleine hielt es für das Gerathenste, zum Wenigsten seinen Freund Fitzliputzli zu bitten, er möge seinen Gebieter nach einiger Zeit an das heut gegebene Versprechen erinnern. Dieser lachte, daß das große Steingewölbe dröhnte, durch das sie jetzt gingen, öffnete eine Thür und sie befanden sich in der Wohnung des guten Rosinen- und Mandelkönigs.

Die Feder vermag die Herrlichkeiten kaum zu beschreiben, die Gottfried hier sah. Gleich rechts am Eingange stand des Rosinenkönigs Ehrenwache in buntfarbiger Tracht, aus den merkwürdigsten Stoffen zusammengesetzt. Hüte hatten sie gar nicht und doch — sie hatten Hüte, aber Hüte, wie kein Mensch trägt, wie sie nur der Kaffeekrämer verkauft, mit einem Worte, große mächtige Zuckerhüte, an

deren äußerster Spitze Trotteln, von Rosinen gebildet, sich befanden. Die Knöpfe ihrer Uniform waren niedlich von Zuckerkant geformt, während die Stiefeln aus zähem Lakrizzensafte bestanden; die Sporen bildeten zwei große Zuckerstengel. Jeder trug ein sehr langes und breites Schwerdt, das kunstreich aus Chocolade gegossen war und dessen Behänge aus einem von Rosinen und Mandeln zusammengereiheten breiten Gürtel bestand. Die Patronentaschen strotzten, wie Gottfried bald bemerkte, von dem köstlichsten Marzipan — kurz, die beiden Kerlchen waren fast ganz aus Leckereien zusammengesetzt. Aber was hatten sie auch für Süßigkeiten zu bewachen? — Ringsum an den Wänden standen hohe Fässer, die größtentheils bis an den Rand mit Zuckerwaaren angefüllt waren. Unserm Gottfried lief das Wasser auf der Zunge zusammen und er hätte wirklich gern einen herzhaften Griff in das ihm zunächst stehende Faß gethan, wenn nicht einestheils die Achtung für seinen Freund Fitzliputzli, anderntheils aber auch das Schicklich-

keitsgefühl ihn davon abgehalten hätte. Der Zwerg öffnete jetzt eine zweite Thür und sie traten in das Wohnzimmer Kokelmoks. Freundlich trat ihnen dieser entgegen, drückte Gottfried herzlich die Hand und freute sich, wie es schien, königlich, daß der Kleine Wort gehalten und der Einladung Folge geleistet hatte. Er fragte nach diesem und jenem, erkundigte sich nach Mutter und Geschwister und sagte endlich: „Nun will ich Dir aber auch meine Reichthümer zeigen, kleiner Freund!“

„Die habe ich schon gesehen, auf dem Vorsaale, ehe wir zu Ihnen kamen, Herr Kokelmok,“ entgegnete Gottfried schnell, aber der Mandelkönig lachte und rief: „Ach bewahre, bewahre! Das sind meine Reichthümer noch lange nicht alle. Was auf dem Vorsaale steht, ist nur wegen Mangel an Raum in meinen übrigen Zimmern dahin gestellt worden. Komm und folge mir; Du sollst bei Weitem Schöneres sehen!“

Der Kleine that, wie ihm geheißen ward. Der Mandelkönig aber führte ihn zuerst in einen

großen schönen Garten. Alles wuchs hier im buntesten Gemisch. Ueberzuckerte Aepfel auf großen, bis in die Wolken reichenden Bäumen, Zuckerplätzchen rings an den Rabatten der Beete; Zuckerstengel, wie Spargel aus der Erde; Anisplätzchen und Bonbons auf niedrigen Sträuchen ꝛc. Der Marzipan hatte sich schwammartig an die Bäume angesetzt und Limonade floß in einem Gewässer, das ringsum den ganzen Garten durchrieselte, zuletzt sich aber in ein großes Becken ergoß, aus welchem Kokelmok ein volles Glas schöpfte und es unserm Gottfried darbot. Dieser trank es auf einen Zug aus. Jetzt wandten sie sich nach dem hintern Theile des Gartens, der an zwei große Berge stieß, in denen eine Menge kleiner Zwerge, nach Art der Bergleute gekleidet, auf- und niederfuhr.

„Das sind meine Chocoladen- und Zuckerkantbergwerke, aus denen ich alljährlich viele tausend Centner gewinne," sagte Kokelmok, indem er dem Kleinen näher zu treten gebot.

In der That, es war nicht anders. Gottfried sah wie die kleinen Arbeiter aus den Tiefen der Berge ganze Haufen von Chocolade und Zuckerkant zu Tage förderten, während andere bemüht waren, die großen Stücken in kleine zu zerschlagen, die Chocolade in Formen zu gießen und die fertigen Produkte in die Vorrathscabinette des guten Rosinen- und Mandelkönigs zu schaffen. Gleich neben dem Garten stand ein großes Gebäude, wohin jetzt Kokelmok den Kleinen führte. Es war die Schatzkammer des süßen Königs. Alle Zuckerbäckereien der ganzen Welt und wenn sie zehn Jahre lang unaufhörlich Zuckerwaaren bereiteten, ohne nur ein Stückchen davon zu verkaufen, wären wohl kaum im Stande, soviel Leckereien zu liefern, als hier aufgeschichtet waren. Der untere Theil des Hauses bestand, so zu sagen, ganz aus Torten, Marzipan, Zuckerbrod u. s. w., denn die meisten der innern Wände waren aus solchen Backwerken geformt. Die eingemachten Früchte standen in Gefäßen, die an Umfang den

größten Braubottichen gleich kamen. Das erste Gestock des Hauses bildete einen großen Saal, der mit bunten Leckerbissen angefüllt war, die rein aus Zucker geformt waren. Hier sah man nicht allein sämmtliche Könige und Kaiser, so wie alle berühmten Generale der ganzen Welt gar fein und niedlich aus dem feinsten Zucker gegossen: nein, ganze Regimenter Soldaten mit Kavallerie, Munitionswagen und Kanonen waren hier in Zucker zu schauen. Es war eine kleine Welt von Zucker, die Gottfried hier sah. Das dritte Gestock des Hauses enthielt wieder ganz andere Sachen. Hier war die Chocoladenwelt. Der türkische Kaiser mit seinem sämmtlichen Hofstaate. Napoleon umgeben von seinen Generälen und der Leibgarde, der Sclavenmarkt in Constantinopel, Paris und London mit allen Thürmen und Häusern, der Münster zu Straßburg, die schwarzen Husaren — ich weiß wahrlich nicht, was noch Alles, präsentirten sich hier in schönster Ordnung. In den obern Gemächern des Hauses aber lagen die Rosinen und

Mandeln in solcher Masse, daß sicher eine ganze Armee ein Jahr lang damit gespeist werden konnte. Hier erlaubte Kokelmok dem Kleinen, daß er sich alle Taschen, ja selbst den Hut füllen dürfte. Daß Gottfried derb zugriff, können sich meine kleinen Leser wohl denken: er dachte ja nicht nur an sich, die Geschwister daheim wollten auch etwas haben.

Neuntes Kapitel.

Heimkehr Gottfrieds. — Der Mutter Freude und Zorn. — Prügel in der Schule.

Und wieder saß Mutter Margarethe um Mitternacht in der ärmlichen Hütte. Die Sorge um ihren Gottfried, der nun schon drei Tage verschwunden war, ließ die gute Frau nicht schlafen. Die Boten, die an den folgenden Tagen und noch heute nach dem kleinen Bengel ausgeschickt worden

waren, kehrten auch heute unverrichteter Sache zurück, und man nahm allgemein im Dorfe an, daß Gottfried irgend ein Unglück genommen habe. Nur die arme Mutter war anderer Meinung. Eine liebende Mutter wünscht immer das Beste ihrer Kinder, sie stellt sich daher auch die Gefahr, die über ihnen schwebt, bei Weitem nicht so schrecklich vor, als sie es wirklich ist. So auch Margarethe. Dabei wußte die Frau recht gut, daß allerlei wirrisches Zeug in der letzten Zeit in ihres Sohnes Köpfchen herumgegangen war, daß er schon längst von dem Besuche der alten Burg gesprochen hatte, und daß es daher auch recht leicht möglich, daß er seinen verwirrten Ideen Folge geleistet und auf gut Glück nach dem Riesengebirge gegangen sei. Die Geschwister hatten tagtäglich geweint und die kleine Anna namentlich war jeden Morgen hinaus an die Landstraße gegangen und hatte bis zum Abend geharrt und immer hinausgeblickt auf den langen, langen Weg; aber kein Gottfried war erschienen.

Der Amtmann des Dorfes, dem man alsbald Anzeige von dem Verschwinden Gottfrieds machte, hatte höhnisch gelächelt und gemeint, die Frau habe ja so Fresser genug im Hause, es sei daher auch gewiß eine Wohlthat für sie, wenn der Junge nicht wieder käme; dann brauchte sie für ihn ja auch nicht mehr zu sorgen. Fürwahr ein schönes Wort, das dem Amtmann alle Ehre machte.

So saß denn die arme Frau bei düsterm Lampenschein und betete inbrünstig zu dem allmächtigen Vater um ihren Sohn Gottfried. Der Herr aber, der das Flehen der Armen und Unglücklichen hört, sorgt auch für diese, denn „ihrer ist das Himmelreich," sagte schon unser Herr und Heiland. Kaum war das andächtige Amen über der Mutter Lippen, als Jemand leise an die zerbrochenen Fensterladen klopfte. Margareth stand auf, um zu öffnen, doch glaubte sie nur, daß es der alte Nachtwächter sei, der etwas Feuer haben wolle, um sich die Pfeife anzuzünden. Sie fragte freundlich, wer draußen sei.

„Ich bin es," antwortete eine weinerliche Stimme, die die gute Mutter sogleich für die ihres Gottfried erkannte. Sie war indeß nicht vermögend, ein Wort hervorzubringen; die Freude übermannte sie, nie hatte sie so schnell die Hausthür geöffnet, wie heute. Mit stürmischer Liebe umarmte sie den theuern, wiedergefundenen Knaben, der in Thränen fast zerfloß. Aber bald, nur zu bald, stimmte die Mutter einen andern Ton an. Eine ernste Strafrede folgte den Ausbrüchen der mütterlichen Liebe und wenn die kleine Anna, die schnell erwacht war, als sie hörte, daß ihr Bruder wieder da sei, nicht so sehr für ihn gebeten hätte, so würde die große Ruthe, die hinter dem Spiegel verborgen war, aller Wahrscheinlichkeit nach noch heut mit Gottfrieds Rücken Bekanntschaft gemacht haben. Gottfried wollte mit der Erzählung der ihm begegneten Abenteuer beginnen, aber er wurde nicht angehört und ein Lügner gescholten, dem morgenden Tages von des Schulmeisters Stocke die Dummheiten schon aus dem Kopfe getrieben

werden sollten. Der Mutter fiel es zwar sehr auf, daß der Kleine in so glänzendem Anzuge heimkehrte; da es aber sehr gut auch möglich sein konnte, daß irgend ein anderer mitleidiger Mensch sich des Knaben erbarmt und ihm die Kleider, nebst den Rosinen und Mandeln geschenkt hatte, so schenkte sie den Angaben Gottfrieds auch nicht den geringsten Glauben und gebot ihm sogar, sofort die Kleider auszuziehen.

Am andern Tage hatte er ein scharfes Verhör in der Schule zu bestehen. Er erzählte Alles getreulich, was er während seiner Abwesenheit erlebt, und seine Schulkameraden sperrten Maul und Nase auf, als der Kleine namentlich von den Herrlichkeiten des guten Rosinen- und Mandelkönigs erzählte; nicht so aber der Herr Kantor. Er hörte zwar die Geschichte auch ruhig mit an, als sie aber zu Ende war, hielt er es für das Gerathenste, von dem Haselstocke Gebrauch zu machen, der neben dem Pulte stand, und eine tüchtige Tracht Schläge war des armen Erzählers Lohn.

Zehntes Kapitel.

Große Noth bei Mutter Margarethen. — Die Hütte soll verkauft werden, aber Rübezahl erscheint, und macht aus der armen eine reiche Frau.

„Und wenn Ihr nicht bis Montag Abend bezahlt habt, so wird Eure Hütte nächsten Dienstag früh ohne Weiteres verkauft. Jetzt habt Ihrs gehört und Ihr könnt Euch nun darnach richten!“ Mit diesen im gröbsten Tone ausgesprochenen Worten schloß der Amtsknecht, der, beiläufig gesagt, ein noch hartherzigerer Mensch war, als sein Herr, der Amtmann, seine Drohrede. Er war heute wieder gekommen, um von Mutter Margarethen die längst rückständigen Steuern zu verlangen, hatte aber wieder, wie gewöhnlich, nichts erhalten können; deshalb kündigte er denn der armen Frau, ohne allen Umschweif den Verkauf Ihres Häuschens an. Daß diese oft wiederholte Drohung diesmal

wirklich in Erfüllung gehen würde, wußte die Arme recht wohl, denn es war ihr nur zu gut bekannt, daß ihr Nachbar, ein reicher, aber fürchterlich geiziger Bauer, das Haus haben wollte, um es niederzureißen und eine Scheune an dessen Stelle aufzubauen. Ganz wider seine Gewohnheit hatte er schon Margarethen eine recht anständige Summe für das Haus geboten; diese konnte es aber nicht verkaufen, weil es zu verschuldet war. Sie würde das Geld an den Amtmann haben abliefern müssen und für sie wäre dann weiter nichts geblieben, als höchstens der Bettelstab.

Indeß war es jetzt nicht anders. Die arme Frau wagte es zwar noch einmal zum Amtmann zu gehen, sie warf sich ihm weinend zu Füßen und beschwor ihn bei allen Heiligen, er möge sie nicht zur Bettlerin machen, aber umsonst: ein Felsen war eher zu erweichen, als des Amtmanns eisiges Herz.

„Warum sorgt Ihr nicht für die Steuern;

es geschieht Euch ganz recht, wenn Ihr nun Hunger leiden müßt, denn das Betteln, das laßt ja sein, wenn ich Euch nicht als eine Landstreicherin einstecken lassen soll." So sprach der Amtmann mit teuflischer Kälte und drehte der Unglücklichen den Rücken zu.

Die angedrohte Zeit rückte heran. Der kleine Gottfried saß am Montagabend hinter seiner Mutter Garten und weinte bittere, bittere Thränen. „So hast Du doch nicht Wort gehalten, Du böser Rübezahl!" rief er jammernd aus. Da rauschte es neben ihm im Gebüsch, er sah sich um und vor ihm stand — Fitzliputzli. — Gottfried freute sich, erschrak aber zugleich, denn er vermuthete, daß der Zwerg den Ausruf gehört haben möchte. Zwar war dies der Fall, aber Fitzliputzli zürnte dem Kleinen nicht. Er sprach ihm noch einmal Muth ein und bemerkte, daß Rübezahl sein Versprechen durchaus nicht vergessen habe. „Laß Du nur Alles gehen, wie es geht, Euch wird morgen doch geholfen werden! Ich komme morgen Abend

wieder und Du sollst mir sagen, ob ich wahr oder nicht wahr gesprochen habe!" so schloß Fitzliputzli seine Rede und verschwand eben so schnell wieder, als er gekommen war. Der Kleine aber ging freudig hinein in die Hütte und erzählte der Mutter das Vorgefallene. Diese aber stieß ihn unwillig von sich.

„Du böses Kind," sagte sie; „jetzt, wo Du siehst, daß Deine Mutter in dem größten Elend schmachtet, quälst Du sie noch mit Deinen Dummheiten. Geh', ich hätte Dich für besser gehalten, Gottfried!"

Gottfried ging, aber es that ihm in der Seele weh, daß ihn die Mutter für einen Lügner hielt.

Der Morgen brach an. Die Mutter betete noch einmal zu dem allgütigen Schöpfer, aber es schien nicht, als ob der Allvater sie diesmal erhören wollte. Die Gerichtspersonen fanden sich ein und zugleich kamen einige Bauern, unter ihnen der schon erwähnte Nachbar Margarethens. Der Amtmann forderte die arme Frau zum letzten Male

zur Zahlung auf, und als sie erklärte, daß sie nicht zahlen könne, wurde die halb verfallene Hütte zum Verkauf ausgeboten. Es dauerte lange, ehe sich Jemand entschloß 25 Thaler für das Haus zu bieten; indeß bot der Nachbar später dreißig und der Amtmann freute sich sehr, daß auf diese Weise doch die Steuern gedeckt werden konnten. An die andern Leute, die auch noch Forderungen an Margarethen hatten, dachte er nicht. Eben stand er im Begriff, die Hütte dem als Eigenthum zu übergeben, der 30 Thaler geboten hatte, als plötzlich ein reich gekleideter Mann, mit Stern und Ordensband, in die Hütte trat und hastig fragte, ob die Hütte schon verkauft sei. Der Amtmann machte große Augen; ihm schien es nicht gut möglich, daß ein so vornehmer Herr, der in glänzender Equipage, wie die war, die er jetzt vor der Hütte bemerkte, gekommen war, eine so ärmliche Wohnung kaufen könne. Indeß beantwortete er lächelnd die Frage, indem er sagte: „Nein, mein Herr, aber sie wird sogleich verkauft sein.“

„Ich will sie kaufen!“ rief der vornehme Herr schnell; „was ist geboten?“

„Dreißig Thaler,“ lautete die Antwort.

„Gut, so geb' ich dreißigtausend Thaler!“ rief der Fremde und winkte dem durch die Fenster schauenden Diener, der sofort einen schweren Geldsack aus der Kutsche herbeitrug. „Nun, wer giebt mehr?“ fuhr er fort, indem er mit fragendem aber stolzem Blicke um sich schaute.

Niemand antwortete und dem Amtmann wurde ganz merkwürdig zu Muthe, als er sah, wie der geheimnißvolle Fremde einen unermeßlichen Goldhaufen aus dem Sacke schüttete und mit einer unglaublichen Schnelligkeit so viel davon abzählte, als gerade hinreichte, um die Summe von dreißigtausend Thaler voll zu machen. Als er fertig war, schob er das Geld dem Amtmann hin und fragte ruhig: „Nun, ist die Hütte jetzt mein?“

„Ei ja wohl, ja wohl, gnädiger Herr!“ entgegnete der Amtmann, indem er mit kriechender Höflichkeit den Kopf bis zur Erde niederbeugte.

„Nein, sie gehört nicht mir, so gut, wie sie Dir Schurken nicht gehört!“ rief plötzlich der Fremde in höchster Entrüstung. „Sie gehört der armen Margarethe und für sie habe ich sie gekauft. Von dem Gelde, was ich dafür zahlte, magst Du Deine Steuern, so wie die Schulden abziehen, die die Arme hat. Den Ueberschuß aber giebst Du von Heller zu Pfennige Margarethen und zwar jetzt auf der Stelle!“ —

Der Amtmann wagte es nicht, auch nur ein Wort zu antworten. Er nahm zitternd das ihm gehörige Geld, ließ Margarethen herbeirufen und übergab ihr das Andere. Die Arme wußte nicht, wie ihr geschah; sie war, wie aus den Wolken gefallen.

„Nehmt nur, nehmt nur, liebe Frau!“ sagte der Fremde. „Ihr sollt es noch heute erfahren, von wem es kommt. Hier nehmt auch noch das übrige, was in dem Sacke war. Ihr habt lange genug in schlechter Hütte gewohnt; baut Euch ein schönes Haus und lebt ohne Sorgen. Ich will Euch später wieder besuchen. Lebt wohl!“

Und damit sprang der Herr in den offenen Kutschenschlag; der Kutscher trieb die Pferde an und ehe sich die Bauern noch recht besinnen konnten, war der Wagen ihren Augen schon entschwunden. Der Amtmann machte viele Kratzfüße vor der nun reichen Margarethe und ging mit seinen Genossen zu Hause. Kaum war die Hütte leer, als aber auch Gottfried hervortrat und freudig rief:

„Nun, wer hat Recht gehabt? Der schöne, gute Herr war Niemand, als der Berggeist Rübezahl. Da hieß es aber immer: der Junge hat nichts als Dummheiten im Kopfe, und noch neulich hat mich der Schulmeister deshalb tüchtig geprügelt."

„Nun, das ist Alles vergessen, lieber Gottfried!" entgegnete die freudetrunkene Mutter und zog den Kleinen an ihr Herz. Die übrigen Geschwister eilten alle herbei und die Mutter kochte ein Mittagessen, das prächtig schmeckte.

Als aber Abends Gottfried mit den Seinen hinter dem Garten Semmelmilch aß, da rauschte

es wieder im Gebüsch und Fitzliputzli kam, aber diesmal nicht allein. Sein Freund, der gute Rosinen- und Mandelkönig Kokelmok war mitgekommen, begleitet von einigen Zwergen, die einen ungeheuern Kasten mit Zuckerwerk herbeischleppten. Da machten die Kinder gar große Augen.

„Nun, habe ich wahr gesprochen?" fragte Fitzliputzli den kleinen Gottfried.

„Ei, ganz gewiß!" rief dieser freudig und umschlang den Hals seines Wohlthäters. Auch die Mutter eilte herbei und stattete ihren Dank ab. Die Kinder hatten sich mittlerweile über den Kasten hergemacht, da er, wie sie dachten, doch für niemand anders bestimmt sein konnte, als gerade für sie. —

Fitzliputzli und Kokelmok verschwanden bald wieder und die ganze Familie schlief heute so ruhig, wie sie noch nie geschlafen hatte. Den andern Morgen nahm Gottfried große Zuckerstengel mit in die Schule und schenkte jedem der Schulkameraden einen derselben. —

Elftes Kapitel.

Luſt und Freude in Margarethens Hauſe.

Und wieder war ein halbes Jahr vergangen. Die dürftige Hütte der Frau Margarethe war verſchwunden, und an ihrer Stelle erhob ſich ein ſchönes, ſtattliches Wohnhaus, mit vielen Seiten- und Hintergebäuden. Des Jammers Töne drangen nicht mehr aus der Wohnung, ſie hatten der Freude weichen müſſen, der ſtillen häuslichen Freude, die nur bei den Zufriedenen und Tugendhaften wohnet. Margarethe hatte alsbald einen Theil ihres großen Vermögens zu dem Baue dieſer Grundſtücke verwandt, die jetzt unbedingt als die ſchönſten im ganzen Dorfe gelten konnten. Aber die gute Frau hatte nicht nur für ſich allein gebaut; die Armen und Leidenden ſollten ja bei ihr eine Zufluchtſtätte finden und mancher arme kranke Greis, manche gebeugte Matrone, die früher bettelnd von Dorf zu Dorf

gingen, hatten jetzt ein warmes Stübchen in einem der Hintergebäude Margarethens und brauchten nicht mehr zu hungern, wie ehedem, denn die Gute gab reichlich von ihren Schätzen. Sie war die glücklichste Frau in weitem Umkreise! — Ich sagte: sie war glücklich! Wen nennt Ihr wohl glücklich? meine kleinen Leser. Man braucht nicht viel und doch sehr viel, um glücklich zu sein. Der große, reiche und mächtige Fürst, der über viele Länder und Millionen von Unterthanen herrscht, an dessen Throne sich Hunderte im Staube wälzen, der mit einem Winke Tausende reich machen kann, ist er wohl glücklich? — Nein. Der Ehrgeiz hat sein Herz vergiftet, ihm fehlt des Lebens höchster Schatz: die Zufriedenheit. An der entferntesten Winkelgränze seines Staates wohnt ein anderer Fürst, dessen kleines Land er noch haben möchte. Er kann es nicht bekommen, weil der benachbarte Monarch unter dem Schutze gewaltiger Herrscher steht, die ihn schützen vor fremdem Eingriff und fremder Gewaltthätigkeit. Hundertmal hat der Ge-

waltige dem minder Mächtigen hohe Summen und andere weit größere Ländereien für die kleine Strecke Land geboten, aber der kleine Monarch will nicht, weil er seine Unterthanen, die ihn wie einen Vater lieben, nicht verlassen will. Das ärgert nun den gewaltigen König bei Tag und bei Nacht; selten genießt er eine frohe Stunde, da ihm immer das kleine Ländchen einfällt, das er so gern haben möchte. Er wird nie glücklich! Ehrgeiz ist kein geringeres Uebel, als sein grimmiger, hohläugiger Vetter, der wahre Geiz; er ist Gift für unser Leben und ein nagender Wurm am Herzen, der fortfrißt und peinigt bis der Tod allen irdischen Wünschen ein Ziel setzt. — Ehrgeizig war aber Mutter Margarethe bei all ihren Reichthümern keineswegs. Die ihr Freunde in der Noth gewesen waren, galten auch jetzt noch als ihre wahren Freunde, und auch die, die sie früher hart bedrängt und verspottet hatten, wurden von ihr freundlich und liebevoll, kurz so, als sei gar nichts geschehen, behandelt.

Meine kleinen Leser werden aber gern wissen

wollen, wie sich der kleine Strick, der Gottfried, der doch immer die erste Veranlassung der jetzigen glücklichen Tage gewesen, nun in seinem Wohlstande gebehrdete. Ich freue mich, sagen zu können, daß er ganz so, wie seine gute Mutter handelte. Die Schulkameraden, die ihn früher theilnehmend behandelt und so manchmal ihr Frühstücksbutterbrod mit dem armen Jungen getheilt hatten, waren ihm allerdings die liebsten und sie waren es auch, die sich seiner Freigebigkeit am meisten zu erfreuen hatten; aber, wenn er auch die minder gut Gesinnten jetzt sorgfältig mied, so war er doch, wenn er zufällig mit ihnen zusammentraf, immer sehr artig gegen sie und schloß sich nie von einem Spiele oder andern Vergnügen aus, wenn Jene Theil daran nahmen. Sehr oft versammelte er, mit seiner Mutter Erlaubniß, die Dorfjugend in der für ihn und seine Geschwister neu gebauten geräumigen Spielstube, und es war da allemal sehr große Freude unter den lieben Kleinen, denn die schönen Spielsachen und hübschen Bücher (anderer

Herrlichkeiten gar nicht zu gedenken), die jetzt Margarethens Kinder besaßen, waren natürlich in einer andern Familie des Dorfes, selbst bei dem uns bekannten gestrengen Herrn Amtmann gar nicht zu schauen. Da gab es viele Dutzende Schachteln mit bleiernen und hölzernen Soldaten, Festungen, Kanonen und was nur immer zum Kriegsbedarf gehört, um eine kleine Schlacht, Belagerung und dergleichen, in der Stube auf das prächtigste ausführen zu können. Bilderbücher waren in solcher Menge da, daß man schier in einem Bilderladen zu sein glaubte. Reisebeschreibungen, Gemälde von allen Ländern und Völkern, Märchen, den Robinson, Columbus Entdeckung von Amerika, Karl der Tausendkünstler, und hundert andere Sachen. Die kleine Anna hatte einen ganzen Schrank voll Puppen, die, wenn die Mädchen beisammen waren, gar oft an- und ausgezogen wurden, da immer jede der Puppen mehrere Kleider zur Abwechselung hatte. Die jüngern Geschwister waren von der guten Mutter mit andern schönen Sachen beschenkt worden, obgleich sie

dieſelben noch nicht ſehr achteten und lieber den beiden Kiſten Kokelmoks zuſprachen, die, ſo viel auch ſchon davon gegeſſen und vertheilt worden war, doch immer nicht leer werden wollten. Wenn aber eine ſolche Kinderzuſammenkunft in Margarethens Hauſe veranſtaltet wurde, dann war auch ein Jubiliren und ein freudiges Lärmen, daß man es oft drei Häuſer weit hören konnte. Am andern Tage ging die Sache dann wieder ſeinen gewöhnlichen Gang, die Kinder waren fleißig, gingen in die Schule, oder in die Privatſtunden zu dem Herrn Paſtor und lernten ſo viel, als ſie nur immer konnten; denn die Mutter ſagte: man darf nicht immer ſpielen, die Jugend iſt kurz und wer die Jugend nicht weiſe benutzt, der bleibt unverſtändig ſein Lebelang. Die gute Frau hatte gewiß ſehr recht! Die Kinder erkannten dies auch und unſer Gottfried geſtand ſich oft ſelbſt zu, daß das Vergnügen nie angenehmer ſei, als nach vollbrachter Pflicht. So verfloſſen die Tage im köſtlichſten Wechſel zwiſchen Luſt zur Arbeit und fröhlicher Erholung dahin und ich hätte

vielleicht meinen Lesern weiter gar nichts mehr zu erzählen, wenn sich nicht im Dorfe neuerdings wieder Vorfälle ereignet hätten, die nicht minder lehrreich als die schon mitgetheilten sind.

Zwölftes Kapitel.

Der Verführer. — Gottfried theilt einem falschen Freunde seine Geheimnisse mit.

Neugierde ist eine der größten Untugenden der Jugend, noch gefährlicher aber ist die Schwatzhaftigkeit. Der Neugierige ist nur zudringlich, er wird uns widrig, weil er in unsere Geheimnisse einzudringen sucht, weil er, um deutlich zu reden, in Alles seine Nase steckt, aber er schadet uns nicht in der Folge, so lange er nicht der zweiten übeln Gewohnheit, der Geschwätzigkeit fröhnt. Ich habe meinen kleinen Lesern bisher unsern Gottfried als

einen recht guten, mitunter nur etwas leichtsinnigen Jungen geschildert, der seiner einst armen, aber jetzt reichen Mutter trefflich folgte; aber die Folge wird lehren, daß er nicht ganz frei von Fehlern und Untugenden war.

Margarethens plötzlicher Reichthum war namentlich für die Uebelgesinnten der Dorfbewohner ein Räthsel, dessen Lösung man allgemein wünschte. Den reichen, prächtig gekleideten Herrn, der an jenem verhängnißvollen Tage, wo die Hütte der armen Wittwe verkauft werden sollte, plötzlich erschienen war, hatte natürlich kein Mensch gekannt, und selbst des Amtmanns Nachforschungen über ihn waren gänzlich fruchtlos geblieben. Margarethe wußte aber auch allen neugierigen Fragen so geschickt auszuweichen, daß Alle unbefriedigt abziehen mußten. Sie gab vor, den Herrn selbst gar nicht zu kennen, ihn früher zu keiner Zeit gesehen und auch später von ihm nicht das Geringste erfahren zu haben. Vorzüglich war es nun aber der reiche, geizige Nachbar (derselbe, den wir schon früher

kennen gelernt haben), welcher der Sache auf den Grund zu kommen suchte, und jetzt so freundlich um seine wohlhabende Nachbarin herumschwänzelte, als sei sonst gar nichts geschehen, und als sei er von jeher ihr innigster und bester Freund gewesen. Die Gute hatte auch all die ihr früher zugefügten Beleidigungen vergessen und hielt gute Nachbarschaft. Des Bauers Kinder spielten oft mit den ihrigen und hatten gleich anfänglich einen guten Theil von dem Zuckerwerke bekommen, das der gute Rosinen- und Mandelkönig gebracht hatte. Carl, der älteste Sohn des Bauers, war aber ein falscher, listiger Bube, der, wie sein Vater, nur seinen Vortheil im Auge behielt und mit Margarethens Kindern schön that, um Geschenke und dergleichen zu erhalten. Der gute Gottfried ließ sich namentlich oft von ihm bethören und gab ihm nicht selten, so sehr auch die Schulkameraden dawider waren, das Schönste und Beste. Beide Knaben saßen zufällig neben einander in der Schule und Carl hatte daher die beste Gelegenheit, das Ver-

trauen seines kleinen Freundes zu erschleichen. Eines Tages, es war auf der Heimkehr aus der Schule, bat Carl Gottfried, er möge doch am Nachmittage zu ihm kommen, da sein (Carls) Vater eine ganze Heerde kleiner Kaninchen gekauft habe, die allerhand possirliches Zeug trieben. Gottfried hatte nichts dagegen und da ihm die Mutter, wie schon erwähnt, jedes erlaubte Vergnügen gern und willig gestattete, so ging er des Nachmittags zu Müllers (so hieß die Familie). Die Kaninchen waren wirklich wunderhübsch. Carls Vater hatte im Stalle ein niedliches Haus von Holz gebaut, in dem die Thierchen wohnten und listig aus den vielen Thüren, die darin angebracht waren, hervorschauten. Das Dach des Hauses konnte man mit wenig Mühe abnehmen und so die lustige Familie so recht in ihrem Treiben belauschen. Gottfried konnte sich gar nicht satt sehen an den kleinen weißen Springern und nahm sich fest vor, bei ehester Gelegenheit die Mutter zu bitten, ihm solche hübsche Thierchen zu kaufen. Carl gab ihm vollkommen Recht. —

„Deine Mutter hat ja Geld genug," sagte er, „mehr als mein Vater — sie wird Dir gewiß Deinen Wunsch erfüllen. Sag nur, Deine Mutter muß entsetzlich reich sein! Wer nur der fremde Herr gewesen sein mag, der Euch den ungeheuern Haufen blanker Goldstücke in das Haus gebracht hat? Gottfried, Du weißt es gewiß und willst es mir nur nicht sagen — Du bist ein kleiner Schelm, der immer hinter dem Berge hält. Das ist aber recht garstig von Dir: einem Freunde, wie ich bin, solltest Du doch die Wahrheit sagen!" Gottfried wurde sichtbar verlegen bei diesen Worten, indeß suchte er dies zu verbergen und antwortete endlich ganz kurz. „Nein, ich weiß es wirklich nicht, bester Carl. Kann sein, daß meine Mutter es weiß, aber mir hat sie nie etwas davon gesagt."

„Nie? wirklich nie?" fragte schlau Carl. „Ei, ei, Du lügst Schelm! Du weißt es eben so gut, ja vielleicht noch besser, wer der freigebige Herr gewesen ist. Erinnere Dich doch daran, wie Du dem Herrn Kantor einmal in der Schule die Ge-

schichte von Deiner Reise in das Riesengebirge erzähltest, wo Du beim Rosinen- und Mandelkönig so viele schöne Sachen bekommen und sogar den mächtigen Berggeist Rübezahl gesehen und gesprochen hättest. Ich wollte fast meinen Kopf verwetten, daß der reiche Fremde, wenn nicht Rübezahl selbst, doch sicher der gute Rosinen- und Mandelkönig gewesen ist. Nun, hab' ich's getroffen, Gottfriedchen?"

Der neugierige Knabe schwieg, aber er schaute unserm kleinen Freunde so listig und triumphirend ins Gesicht, daß der Arme roth bis über die Ohren wurde und anfänglich kein Wort hervorzustammeln im Stande war. — Der böse Carl weidete sich lange schadenfroh an der Verlegenheit seines Freundes, dann aber fragte er wieder: „Nun hab' ich's nicht getroffen, Gottfried? Nun, es thut ja auch weiter nichts, wenn Du mir's erzählst; von mir erfährt kein Mensch eine Sylbe, darauf kannst Du Dich gewiß verlassen, guter Gottfried!"

Was sollte Gottfried thun? Wär' ich an seiner

Stelle gewesen, so hätte ich augenblicklich dem bösen Carl den Rücken zugedreht und hätte mich so schnell entfernt, als es nur immer ging. Das that aber unser Gottfried leider nicht. Der arme Junge wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen und gestand endlich dem schlauen Verführer Alles. Er erzählte ihm seine Abenteuer in der alten verfallenen Ruine haarklein, sagte, wie ihm der Berggeist Rübezahl versprochen, seiner Mutter Noth zu lindern und erklärte endlich, daß der reiche fremde Herr niemand anders gewesen sei, als der gute, wohlthätige Geisterkönig. Er verbot nun aber auch Carl auf strengste, irgend einem Menschen ein Wort davon zu sagen und ließ sich das feierlichste Versprechen deshalb von ihm geben.

Aber Carl ward zum Lügner an dem treuen Freunde.

Dreizehntes Kapitel.

Die saubern Genossen.

„Nun, Du Erzschalk! hast Du Deine Sache gut gemacht?“ fragte am Abend nach diesen Vorfällen der alte geizige Bauer Müller seinen Sohn Carl, der so eben von Mutter Margarethen, wohin er deren Sohn Gottfried begleitet hatte, zurückgekehrt war. Der Bösewicht lachte dem Vater geradezu ins Gesicht. „Gut gemacht, fragst Du?“ rief er: „vortrefflich gemacht! sage ich Dir, guter Vater! Ich weiß Alles, Alles; der einfältige Friede hat mir auch nicht das Geringste verhehlt!“

Und nun ging's an ein Erzählen, daß der geizige Vater ein Mal über das andere freudig vom Stuhl aufsprang und seinen listigen Sohn umarmte. Er gebot sofort der Mutter, Kuchen und Honig herbeizuholen, damit der Schlaukopf köstlich für seine Klugheit belohnt werde. „Hab' mir's

doch gleich gedacht," sagte er pfiffig, „daß so etwas hinter der Sache steckt! Nun sehe ein's das Volk — wollen hinter dem Zaun halten mit ihren Spukgeschichten, daß nicht etwa auch ein Anderer hingehe zu dem Teufelskerl, dem Rübezahl, und ihm ein Paar Tausend Goldstücke abnehme! Wartet nur, Ihr sollt Euch wundern! Bald werde ich reicher sein, als Ihr Alle! Ich will nur gleich hinübergehen zum Nachbar Eichenberger, der schon lange von der Sache munkelte; — es ist ein kluger Mann und kann mir gewiß mit Rath und That beistehen. Und damit ging er, um den löblichen Vorsatz in Ausführung zu bringen.

Nachbar Eichenberger war ein Mann, mit dem im ganzen Dorfe Niemand gern etwas zu thun hatte. Er war früher arm, sehr arm gewesen und hatte sich in jener Zeit nur von Holz- und Wild-Diebstahl, so wie von andern Unredlichkeiten genährt, die ihm der Amtmann nur deshalb ungestraft hingehen ließ, weil Eichenberger ein gehäßiger rachsüchtiger Mensch war, der mit Jedermann in

Zwietracht lebte und die ihm Uebelgesinnten unablässig verfolgte. Ein Mal jedoch, wo die Zahl seiner gesetzwidrigen Handlungen zu einer solchen Höhe emporgestiegen war, daß die Einwohnerschaft des Dorfes sich zu den bittersten Beschwerden veranlaßt sah, ergriff der Amtmann strengere Maaßregeln und übergab die Sache dem über das Dorf gebietenden Stadtgericht in S., dem von mir schon erwähnten Städtchen. Eichenberger wurde nun sofort vorgeladen, und, da trotz seines hartnäckigen Leugnens die glaubhaftesten Beweise gegen ihn vorlagen, ins Gefängniß gesetzt. Später wurde er in ein Zucht- und Besserungshaus gebracht, woselbst er ein Jahr lang bleiben und harte Arbeit verichten mußte. Nach seiner Entlassung aus der Strafanstalt kehrte er in das Dorf zurück und schien nun einen ehrenvolleren Lebenswandel beginnen zu wollen. Er zeigte sich gegen Alle freundlich, bat sie, ihm seine frühern Vergehungen zu verzeihen und arbeitete nun eine Zeit lang als Tagelöhner ziemlich fleißig. Plötzlich aber

kaufte er sich ein kleines Bauerngut und bezahlte zu Aller Verwunderung die Kaufsumme ohne Verkürzung baar und pünktlich. Man wurde aufmerksam und es wurde so Manches gemunkelt. Eichenberger begann ein ziemlich gutes Leben, kaufte in der Folge noch mehrere Feldgrundstücke und tilgte sämmtliche vormals gemachten Schulden. Des Amtmanns heimliche Nachforschungen nach Eichenbergers etwaigen Geldquellen blieben fruchtlos und Letzterer selbst gab auf Befragen an, daß er einen Freund in Ungarn habe, der ihm das Geld zur Bestreitung seiner Ausgaben zu leihen sich willig gezeigt. Mit dieser Aussage, die nun allerdings nicht Allen glaubbar erschien, mußte man sich befriedigen und es geduldig mit ansehen, wie der plötzlich wohlhabend Gewordene auch fernerhin ein gutes Haus führte, ohne angeben zu können, woher er die Mittel dazu nehme. Zu diesem Mann also ging der geizige Müller. Ein Geizhals scheut sich nie, Umgang mit übelberüchtigten Leuten zu pflegen, wenn Letztere nur freigebig oder auch einfältig genug sind, um seiner

Habsucht zu fröhnen. Er traf den Nachbar beim üppigen Abendmahle, eine große Flasche Branntwein vor sich, der er derb zusprach.

„Nun setzt Euch, Nachbar Müller!“ rief Eichenberger dem Eintretenden lachend zu; „bringt ihr gute Nachricht?“

„Sehr gute; fürwahr bessere, als ich nur dachte!“ lautete die Antwort. Eichenberger befahl seiner Frau, die Kinder zu Bett, dann aber ein zweites Branntweinglas herbeizubringen, damit Nachbar Müller auch mit am Abendbrode Theil nehmen könne. Dieser ließ sich auch nicht zweimal einladen und saß in der nächsten Minute schon kauend neben dem freigebigen Eichenberger. Als sie die Mahlzeit beendet, begann Müller seinen Bericht. Er erzählte Alles, was er von seinem Sohn Carl erfahren; — als er geendet, bewegte Eichenberger sehr zufrieden das Haupt und drückte dem Freunde die Hand.

„Euer Carl ist ein Pfiffikus! Aus dem Jungen kann wahrlich etwas werden!“ sagte er endlich

nach einer Pause. „Doch," fuhr er fort, müssen wir die Sache immer noch klug anfangen, Nutzen für uns daraus zu ziehen. Wie wär's, wenn wir die beiden Jungen, Euren Carl und meinen Albert schon nächste Woche nach der alten Geisterburg schickten? Es ist jetzt Herbst und just die beste Zeit dazu."

„Ihr habt Recht, sehr Recht," versetzte Müller; „doch glaubt Ihr wohl, daß der Bergkönig Rübezahl unsere beiden Kinder ebenso gut aufnehmen wird, als er dies bei dem Jungen der alten Margarethe gethan? Ich glaube kaum. Gottfried hat meinem Sohn Carl erzählt, daß ihm der Fitzel — putzel — fitzel — weiß der Guckuck! ich kann den Namen nicht merken, kurz der Kammerdiener des Rübezahls eines Nachts vor seinem Bette erschienen sei und ihn förmlich zu dem Gange nach dem Zauberschlosse eingeladen habe. Was sollen aber unsere Kinder sagen, wenn sie in der alten verfallenen Ruine angekommen sind, und der kleine Kammerdienerzwerg sie nach ihrem Begehren fragt?"

„Ihr seid ein närrischer Kauz!“ rief fast ärgerlich Eichenbürger; „habt Ihr nicht alle Mal bei jeder Sache hundert Einwendungen zu machen? Was die Kinder sagen sollen? I der Tausend! Mein Albert ist nicht so dumm, als Ihr denkt, und daß auch Euer Carl nicht auf den Kopf gefallen ist, das, dächt' ich, hätte er hinlänglich bewiesen. Sie dürfen ja nur recht unverschämt lügen, dürfen nur sagen, daß ihre Eltern arme, sehr arme Leute seien, die ihr Brod mit Bettelngehen erschwingen müßten, die der Hunger tagtäglich plagte und die von der ganzen Welt noch obendrein in ihrem Elende gedrückt und verspottet würden!“

„Ja, das ist Alles recht schön und recht gut,“ fiel wieder Müller ein; „aber, was sollen sie denn antworten, wenn sie der schlaue Kammerdiener fragt, wer sie hierher zu Rübezahl gewiesen habe und was sie denn eigentlich von ihm wollten?“

„Nun, ich hätte Euch wahrlich klüger gehalten,“ meinte verächtlich Eichenberger. „Wer sie zu Rübezahl gewiesen? Hm! hm! hm! Nun, wer denn

anders als Margarethe selbst. Die Kinder sagen gerade zu, Mutter Margarethe habe Mitleid gehabt und sei auf die Idee gekommen, uns auch zum Rübezahl zu schicken, damit er unsere Noth etwas lindern solle. Unsere Jungen wissen ja von den Verhältnissen Margarethens mehr, als wir, da sie täglich mit den Kindern derselben spielen: sie können dem Rübezahl und seiner Dienerschaft so viel Wahrscheinliches vorschwatzen, daß sie es glauben müssen — sie mögen nun wollen, oder nicht."

Jetzt erst beruhigte sich der geizige Müller vollkommen und gestand seinem Nachbar freudig zu, daß dieser in Allem vollkommen Recht und die Sache ganz klüglich überlegt habe. Er versprach Alles Nöthige zu veranstalten, so daß die beiden Knaben mit Anfang nächster Woche ihre Wanderschaft antreten und Herrn Rübezahl besuchen könnten.

„Was das Uebrige betrifft," sagte er beim Weggehen, „so werde ich schon noch Gelegenheit haben, mit Euch, Freund Eichenberger, die nöthige Rücksprache zu nehmen."

Die saubern Genossen schieden höchst zufrieden und voll von schönen Hoffnungen auf Reichthum und Schätze, die sie dem Geisterkönig mit Lug und Trug abzuschwatzen gedachten. Doch die gütige Vorsehung, die nicht will, daß der Böse ungestraft sein böses Thun und Treiben fortsetze, fügte es ganz anders, wie wir sehen werden. Rübezahl ließ sich bei Weitem nicht so leicht betrügen, als die Unredlichen dachten.

Vierzehntes Kapitel.

Die beiden Knaben reisen ab. — Schlechter Trost im Wirthshause. — Rübezahls Reise und Fitzliputzlis Besuche.

Es war ein trüber Herbstmorgen. Der Reif, der unangenehme Vorbote des Winters hatte das welke Laub, das um die Stämme der dürren Bäume in dichten Haufen lag, mit einer finger-

dicken eisigen Kruste überzogen, und der heftige Nebel gestattete es dem auf der Straße sich befindenden Wanderer nicht, auch nur vier Schritte entfernte Gegenstände zu erkennen. Ein schneidender Wind pfiff über die verödeten Fluren und nur selten sah man einen Menschen, da gern Alles daheim im traulichen Stübchen blieb. Da der alte Kantor in der letzten Zeit wiederholt gekränkelt hatte, so war es den Leuten gar nicht auffallend, daß er heute, wie er es seit Kurzem oft gethan, bei dem unbehaglichen Wetter keine Lehrstunden gab und sich dafür im warmen Zimmer pflegte. Bei Mutter Margarethen hatte sich daher auch heute wieder ein artiges Häuflein lustiger Kinder schon in der Frühe versammelt; Gottfried hatte schon längst die bleierne Armee aus den großen Schachteln hervorgeholt und in Reih' und Glied stand Fußvolk und Reiterei auf dem Tische. Die gute Mutter Margarethe vertheilte mit freigebiger Hand Rosinen, Mandeln und anderes Zuckerwerk aus Kokelmoks Kisten und die Kinder aßen und freuten

sich, wie immer. Der Krieg auf dem Tische begann aber noch nicht. Es fehlten ja noch zwei Kameraden und dies waren Müllers Carl und Eichenbergers Albert.

„Wo sie nur bleiben mögen?" rief ungeduldig Gottfried, und wäre lieber selbst gleich augenblicklich hinabgeeilt, um die Saumseligen zu holen, wenn ihm nicht die Mutter heut schon mehrmals geboten hätte, ja nicht aus der Stube zu gehen, da ein scharfer, ungesunder Wind wehe, der leicht den Kindern Krankheiten zuziehen könne. Gottfried stand aber dafür am Fenster und schaute unablässig hinüber nach der Wohnung der kleinen Freunde, um, wenn er einen derselben erblicke, ja gleich rufen zu können. Kantors Ernst versicherte ganz bestimmt, Albert in Müllers Haus gehen gesehen zu haben, und da es sich solchergestalt nicht anders denken ließ, als daß Ersterer den Letzteren nur zum Besuche bei Margarethen habe abholen wollen, so zerbrach man sich bald den Kopf darüber, was die

Beiden nur noch so lange bei einander zu thun haben könnten. —

„Ja, ja, sie wollen Euch gewiß wieder einmal anführen!“ sagte die kleine Anna zu den Knaben: „es sind Beide Schelme, die immer allerlei Neckereien aussinnen.“

Der Bruder antwortete nicht, nach einer Weile aber sprang er freudig in die Höhe und rief jubelnd: „Sie kommen! sie kommen!

Gottfried hatte Recht gesehen. Die beiden Knaben traten, mit ihren kleinen Schulränzel auf dem Rücken, aus Müllers Thüre. Aber sie schauten nicht freudig, wie immer herauf, sondern gingen schnell an Margarethens Haus vorüber und verschwanden bald hinter demselben. Gottfried hielt die Sache anfangs für einen Scherz, da er aber bald sah, daß die beiden Knaben den kleinen Fußsteig nach der Landstraße einschlugen, so riß er schnell das Fenster auf, und rief Beiden nach. War es nun aber, daß sie schon zu weit von dem Hause entfernt waren, um das Rufen Gottfrieds

hören zu können, oder war es auch, daß sie es nicht hören wollten: kurz sie gingen ihres Weges weiter, und waren bald den Blicken der Kinder entschwunden. Gottfried schloß traurig das Fenster wieder und das Spiel wollte heute gar keinen heitern Anschein gewinnen, da die beiden Freunde fehlten. Ich verlasse nun mit meinen lieben Lesern auf einige Zeit die kleine Gesellschaft, da wir am besten wissen, wohin die beiden Taugenichtse wollen. Nun, wir werden sehen, wie sie ihr Vorhaben ausführen.

„Nun," sagte Karl, als sie Beide eine gute Strecke gegangen waren, „Geld haben wir ja genug, um bis in das Riesengebirge zu kommen, denn so entsetzlich weit wird es doch gerade auch nicht sein." Und dabei ließ er die harten Thaler durch die Hand gleiten, die ihm der Vater in nicht geringer Anzahl in die Tasche gesteckt hatte.

„Nur Muth," versetzte Albert; „wir werden unsere Sache schon gut machen. Lieb wäre mir freilich, wenn der Kammerdiener Fitzliputzli auch von unserm Vorhaben unterrichtet wäre, wie dies

bei Gottfried der Fall war: dann würde er uns gewiß mit seinem hübschen Luftwagen eine gute Strecke entgegen gekommen sein." —

„Ja," seufzte Karl, dem schon jetzt die rauhe Luft nicht recht gefallen wollte, „da hast Du sehr recht. Wenn es nur möglich gewesen wäre, ein Briefchen, oder sonst irgend eine Nachricht an Fitzliputzli gelangen zu lassen — gekommen wäre er dann gewiß."

„I ja, Du hast gut reden!" meinte Albert; „wer hat ihn denn dazu veranlaßt, bei Gottfried in der Nacht an das Bett zu kommen? Kein Mensch. Wenn er aber kommen und uns abholen will, dann kommt er von selbst und braucht unsere Einladung gar nicht. Vielleicht treffen wir ihn, ehe wir's uns versehen, und dann haben wir den weiten Weg erspart. Weißt Du was? Ich habe Hunger und werde, wenn wir an das nächste Wirthshaus kommen, ein gutes Theil des Butterbrods und der Wurst verzehren, die mir die Mutter mit auf den Weg gegeben hat."

Carl stimmte seinem Freunde hierin völlig bei, denn auch bei ihm hatte sich schon Appetit eingestellt, und sie waren im Herzen froh, als sie das nächste Dorf erreicht hatten.

Im Wirthshause waren viel Menschen versammelt, da die Einwohner des Dorfes zufällig eine Zusammenkunft allda hatten, um sich über verschiedene Gemeinde-Angelegenheiten zu berathen. Man bekümmerte sich im Anfange wenig um die beiden kleinen Gäste, die sich in den entferntesten Winkel der Stube flüchten mußten, um nur ein Plätzchen zu finden, das groß genug war, um an demselben das Frühstück in Ruhe verzehren zu können. Sie mußten lange, sehr lange warten, ehe sie ein Glas Bier bekommen konnten, denn Wirth und Wirthin hatten vollauf zu thun, um die vielen Gäste zu bedienen. Endlich bekamen sie aber selbiges doch und sie tranken und aßen nun nach Herzenslust. Während dessen entfernten sich allmählich die Bauern aus der Schenke, und als Karl fragte, was sie Beide für das Bier zu be-

zahlen hätten, war nur noch der Wirth in der Stube. Dieser erkundigte sich sogleich neugierig, wohin sich die beiden kleinen Wanderer zu begeben gedächten, und schlug die Hände über den Kopf zusammen, als er erfuhr, daß die Knaben in das Riesengebirge wollten.

„Doch nicht zu Fuß?" fragte er staunend.

„Allerdings," entgegnete Albert.

„Das ist gar nicht möglich!" rief der Wirth lachend. „Das Riesengebirge liegt viele, viele Meilen von hier und Ihr könntet wohl ein Vierteljahr laufen, ehe Ihr an das Ziel Eurer Reise kommen würdet. Ich bin ein starker, kräftiger Mann, aber ich möchte mir es auf keinen Fall vornehmen, eine Fußreise von hier aus in das Riesengebirge zu machen — ich glaube bestimmt, daß ich auf halbem Wege die kühne Idee wieder aufgeben würde."

Das waren nun allerdings keine Trostworte für die beiden Reisenden. Das hatten sich die Eltern daheim wahrscheinlich eben so wenig, als

einst der unbedachtsame Gottfried überlegt, daß eine Fußreise in das Riesengebirge kaum für erwachsene Menschen, vielweniger aber für Kinder rathsam sei. Indeß das mühsame Werk war nun ein Mal begonnen, und die Aussichten auf Kokelmoks Leckereien und Rübezahls Schätze waren doch wirklich zu anziehend, als daß die Knaben den Muth gänzlich hätten verlieren können. Zwar waren sie nicht mehr so heiter gestimmt, als beim Weggehen vom väterlichen Hause, denn die Spielgenossen daheim, und namentlich Gottfried mit seinen schönen Sachen fielen ihnen immer noch sehr oft ein; aber doch schritten sie noch muthig fort und trösteten sich mit der glänzenden Heimkehr, die sie mit Pferd und Wagen zu bewerkstelligen gedachten. — Wir lassen sie jetzt ruhig weiter ziehen und schreiten nun selbst ein Mal voraus nach Rübezahls Zauberschlosse, um zu sehen, wie sich der gute Bergkönig mit seiner wunderlichen Umgebung befindet.

Seit jener Zeit, wo der Sohn der armen

Margarethe in Begleitung Fitzliputzlis im Schlosse angelangt war, und durch sein Flehen Rübezahls mitleidiges Herz geweckt hatte, war kein Mensch wieder in die Nähe der alten Ruine gekommen. Rübezahl selbst war längere Zeit in aller Welt herumgereist, war bald hier, bald da in wunderlicher Gestalt erschienen, hatte die Reichen und Geizigen geneckt und gezüchtiget, den Armen aber manches schöne Goldstück geschenkt. Fitzliputzli hatte ihn auf einem Theile der Wanderschaft treu begleitet; war aber dann auf seines Herrn Befehl allein gereist, da dieser seiner schönen Nichte, der Königin Rosamunde im Elfenreiche, von der ich Euch, meine kleinen Leser, bei anderer Gelegenheit recht viel Hübsches und Schönes zu erzählen verspreche, einen Besuch abstatten wollte. Fitzliputzli aber hatte den lustigen Einfall bekommen, unsern Freund Gottfried zu besuchen, und war plötzlich um Mitternacht bei der guten Mutter Margarethe angelangt. Die ganze Familie war vor Freude fast vergangen, als sie ihren Freund und Wohlthäter wieder erblickt

hatte, und es war namentlich bei Gottfried manche Thräne geflossen, als der Rübezahlsche Kammerdiener sich nach kurzer Anwesenheit wieder entfernte. Der schlaue Gast aber hatte sich nicht damit begnügt, nur der Mutter Margarethe einen Besuch abzustatten, — er hatte sich vielmehr alsbald unsichtbar gemacht (was ihm ein Leichtes war, da er außerdem noch viele andere Geisterkunststücke machte) und war nun in den übrigen Wohnungen des Dorfes umhergeschlichen. In dem nächsten Capitel will ich erzählen, was er da für Neuigkeiten erfuhr.

Funfzehntes Kapitel.

Thörichte Hoffnungen. — Geisterspuk in Müllers Hause. — Der arme unglückliche Vater.

Die Kinder Müllers und Eichenbergers waren zwar erst einige Tage fort und ihre Rückkehr sobald gewiß nicht zu erwarten, aber dennoch waren

die Väter der beiden Knaben fast stündlich bei einander und bauten schöne Luftschlösser, deren unsicheren Grund Rübezahl und Fitzliputzli sammt ihren Schätzen bildeten. — Ach! wie oft träumt der Mensch nicht von thörichten Hoffnungen, die, auf lockerem Sand gebaut, beim Zusammenstürzen nur trübe, traurige Stunden zurück lassen. Der Fleißige, der Arbeitsame, der nur daran denkt, seine Pflicht zu erfüllen, und der in einem beseeligenden Gottvertrauen alle Quellen irdischen Glücks findet, wird nie seines Lebens Wohlfahrt durch eitle Wünsche untergraben, nie nach Geld und Schätzen haschen. Nur der Müßiggänger, der in den Tag hineinlebt, den das gute Beispiel seiner besseren Mitmenschen nicht zur Thätigkeit zu entflammen vermag; nur der Faule, den selbst der Anblick von des Schöpfers wundersamen, alles umgreifenden Natur nicht aus dem strafbaren Nichtsthun emporreißen kann, nur der traut auf ein blindes Glück, und sinkt tiefer und tiefer in den Abgrund des Verderbens, weil er der Vorsehung das abzutrotzen versucht, was

sie nicht für ihn, nicht für seines Gleichen hat. — So saßen denn nun die Beiden und schwatzten, aber sie ahnten nicht, daß auch die Wände Ohren haben können, wenn es ein Mal nicht mit rechten Dingen zugehen soll.

„O, ich bleibe gar nicht im Dorfe," sagte der geizige Müller; wenn ich erst das viele Geld habe. In der Stadt wird ein schönes, prächtiges Haus gekauft; man müßte doch wahrlich sehr dumm sein, wenn man sich mit den vielen Schätzen hinsetzen wollte, auf das elende Dorf, wie es die einfältige Margarethe macht!"

„Nun, Ihr denkt wohl, ich mache es nicht eben so?" versetzte lachend Eichenberger, der so eben einen tüchtigen Schluck Branntwein genommen. „Keine Stunde bleib ich hier, so wahr ich — —

Mehr konnte er nicht hervorbringen, denn plötzlich zuckte ein Blitz durch die Stube, dem ein schrecklicher Donnerschlag folgte. Ein schallendes, fürchterliches Hohngelächter begleitete die Schreckensscene und eine gräßliche Stimme rief: „Seid

froh, Ihr Schurken, wenn Ihr in Euern Häusern bleiben könnt! Den Lasterhaften ereilt die Strafe zeitig genug!"

Die beiden Nachbarn waren starr vor Schrecken und brauchten lange Zeit, ehe sie sich nur einigermaßen erholen konnten. Als der geizige Müller zuerst die Augen aufschlug, die er bisher in betäubendem Schrecke geschlossen hatte, da gewahrte er vor sich auf dem Tische einen Gegenstand, der ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ. Seines Carls Rock, mit vielen Blutflecken bedeckt, lag vor ihm. Eine fürchterliche Ahnung bemächtigte sich des unglücklichen Vaters und er sank ohnmächtig zusammen. Die Frau Müller eilte nebst den Kindern herbei, Eichenberger sprang wie toll zum Fenster hinaus und eine Stunde verging, ehe der Vater wieder erwachte. Als er auf den Tisch sah, war der Rock verschwunden. —

Sechszehntes Kapitel.

Weitere Schicksale der beiden Wanderer. — Der gute alte Handwerksbursche. — Ankunft im Riesengebirge.

Meine kleinen Leser werden im vorigen Kapitel selbst nicht wenig erschrocken sein, denn das bin ich von ihnen Allen überzeugt, daß sie mit dem armen unglücklichen Vater gewiß Mitleid gefühlt haben. Mochte er auch immer ein rauher, hartherziger Mann sein, solch großes Unglück würde ihm gewiß kein Mensch gönnen. Aber das Erscheinen des blutbefleckten Rockes war auch nur ein arger Spaß von Freund Fitzliputzli gewesen, der, wie Ihr vielleicht schon längst gemerkt habt, den ganzen Spectakel in des geizigen Müllers Hause anrichtete. Der kleine Carl ist noch am Leben und wenn er sich jetzt nebst seinem Begleiter auch nicht so munter befindet, als früher, so ist er doch noch

gesund und nichts weniger als dem Tode nahe. Es wird nun auch hohe Zeit, daß wir wieder ein Mal nach den beiden Buben sehen, denn während der Zeit könnte Ihnen wahrlich viel Arges und Böses begegnet sein. Ungefähr dreißig Meilen von dem Dorfe, wo hauptsächlich diese Geschichte vor sich geht, finden wir sie in einer elenden Bauernhütte, wo sie eben um einen Trunk Wasser angesprochen haben. Beide sind nun schon ziemlich drei Wochen herumgelaufen und zu ihrem größten Schrecken haben sie jetzt erfahren, daß sie keineswegs auf dem rechten Wege nach dem Riesengebirge, sondern in einer ganz andern Gegend sich befänden. Ihr Taschengeld ist schon bis über die Hälfte zusammengeschmolzen und sie fragen so eben die gutmüthige Besitzer der kleinen Hütte um Rath, was sie nun eigentlich anfangen sollen.

Die gute Frau wußte ihnen leider nur wenig guten Rath zu ertheilen, indeß meinte sie doch endlich, daß es für die beiden kleinen Wanderer wohl das Beste sei, wenn sie sich in den nächsten Gast-

hof wendeten, da in selbigem sehr oft Handwerksburschen aus allen Gegenden einkehrten. Vielleicht wäre zufällig einer zugegen, der ins Riesengebirge zu reisen beabsichtigte, und diesem könnten sie sich dann anschließen. Bald war der Gasthof erreicht. Handwerksburschen waren die Hülle und die Fülle da, so sehr aber unsere kleinen Wanderer auch nachfragten, so fand sich doch Keiner, der ins Riesengebirge reisen wollte, da ohnedies der Winter vor der Thür war und Keiner eine weite Wanderschaft mehr zu unternehmen gedachte. Carl und Albert warteten den ganzen Tag, immer kamen neue, aber keiner konnte helfen. Endlich, es war schon bald Abend und die Kleinen schickten sich schon an, weiter zu gehen, um noch vor eintretender Nacht das nächste Dorf zu erreichen, da kam endlich noch ein alter, vielgereister Handwerker mit schwerem Felleisen die Straße daher und bog nach dem Wirthshause ein.

„Nun, der geht gewiß auch nicht in das Riesengebirge," meinte trübselig Carl; „er ist viel

zu alt und wird froh sein, wenn er einige Tage ausruhen kann.“ Der Fremde trat ein, grüßte freundlich und fragte, ob er die Nacht dableiben könnte.

„Wird nicht gut gehen,“ sagte mürrisch der Wirth; „es sind schon zu viele Reisende da und ich habe Noth, diese zu beherbergen.“

Der arme Alte machte ein saures Gesicht, nahm aber alsbald sein Felleisen wieder und schickte sich an, weiter zu gehen. An der Thür drehte er noch ein Mal um, und fragte die anwesenden Handwerksburschen, welcher von ihnen Lust habe, mit in das Riesengebirge zu kommen. Die Gefragten antworteten nicht, aber ein freudiger Schreck durchbebte die Glieder der beiden Knaben, die nun eilig an den alten Wanderer herantraten, um ihm ihr Anliegen vorzubringen. Er hörte Alles geduldig mit an, machte zwar anfangs viele Einwendungen, versprach aber doch endlich, den Wunsch der Kleinen zu erfüllen und nahm sie sofort mit sich. Der Alte war, wie schon erwähnt, ein vielgereister

Mann, wußte gar Merkwürdiges zu erzählen, und unterhielt die Kinder vom Morgen bis zum Abend mit allerhand hübschen Geschichtchen. Dabei war er ein frommer und tugendhafter Mann, der viele schöne Gebete und andächtige Lieder auswendig konnte. — Er litt es auch durchaus nicht, daß die beiden Knaben, so lange sie bei ihm waren, etwas bezahlten, sondern er berichtigte immer dem Wirth die Zeche. Dies war nun namentlich dem kleinen Carl sehr angenehm, denn ihm war der Geiz vom Vater schon in der Jugend eingepflanzt. So strichen die Tage wie Stunden dahin, die Kinder wurden, merkwürdig genug, nicht mehr müde, und ehe sie sich's recht versahen, sagte der Alte eines Morgens, indem er auf einige, vom dichtesten Nebel umhüllte Berge zeigte: „Dort geht das Riesengebirge an.“ Aber er setzte auch gleichzeitig hinzu:

„Ich muß Euch nun verlassen, liebe Kinder, da ich einen andern Weg einschlage, als Ihr,

doch hoffe ich, daß Ihr bald wieder von mir hören sollt."

Die Kinder schieden mit trauerndem Herzen von dem guten Manne, denn, so bösen Herzens sie auch waren, so hatten sie doch noch nicht das Gefühl der Dankbarkeit gänzlich aus ihrem Busen verbannt. Sie zogen nun muthig weiter und das Glück wollte ihnen jetzt mehr wohl, als früher. Schon der Erste, den sie nach der alten, verfallenen Ritterburg fragten, wo jetzt der Berggeist Rübezahl wohne, wußte sie zurecht zu weisen, und bald, nur zu bald, sagte man ihnen, daß sie nur noch wenige Stunden von der Ruine entfernt seien.

Aber je näher die Beiden dem verhängnißvollen Orte kamen, je mehr klopfte ihnen das Herz; unendliche Angst bemächtigte sich ihrer Seele und sie wünschten sich wohl tausend Mal zurück in das Vaterhaus. Auf dem Wege her, hatten sie sich die Unwahrheiten trefflich ausgedacht, die sie dem Berggeist Rübezahl und dem Kammerdiener Fitzliputzli sagen wollten, aber jetzt war es ihnen, als

sei es gar nicht möglich, die beiden mächtigen Geister zu belügen. Die Nacht brach indeß ein, und sie beschlossen, in einem kleinen Hause zu übernachten, das sie am Eingange des Waldes, in dessen Mitte, wie sie erfahren hatten, die Geisterburg lag, erblickten. Sie klopften an — Niemand antwortete. Noch einmal — gleicher Erfolg. — Sie warteten ein Weilchen, dann begannen sie das Klopfen von Neuem. Nachdem eine geraume Zeit vergangen war, regte es sich endlich im Innern des Häuschens und eine krächzende Stimme rief: „Wer wagt es, mich in meinem Schlafe zu stören?"

„Ein paar arme Wanderer, die gern Speise und Obdach haben möchten!" versetzte weinerlich Albert, den es fürchterlich fror. — Die Alte murmelte noch viel, dann aber öffnete sie und steckte den Kopf heraus. So etwas Häßliches hatten die beiden Knaben in ihrem Leben noch nicht gesehen. Die Alte hatte grüngraue Augen, eine rüsselartige Nase und große, weit über die welken Lippen hervor-

stehende Zähne. — Ueberdieß spielte ein häßlicher Bart um ihr Kinn, welches Letztere beinahe eine Hand breit hervorragte.

„Nun?" grinzte sie höhnisch — „wollt Ihr bei mir schlafen?"

Carl und Albert hätten gern Nein gesagt, aber theils hatte sie der Schreck über die Alte so ergriffen, daß sie auch nicht ein Sterbenswörtchen hervorzustammeln im Stande waren, theils war die Kälte, die mit jedem Augenblicke heftiger wurde, so empfindlich, daß ihnen keine Wahl blieb. Beide nickten fast mechanisch mit dem Kopfe und die Alte zog sie nun zu sich herein.

„Habt Ihr Hunger?" fragte sie nach einer Pause, während welcher die beiden Knaben sich zitternd hinter den halb zerfallenen Tisch gesetzt hatten. „Habt Ihr Durst?" fuhr sie fort: „Wenn Ihr Geld habt, könnt Ihr bei mir Alles bekommen."

Dies ermannte die beiden Wanderer wieder. Carl klimperte stolz mit den noch übrigen Thalern

in der Tasche und Albert fragte die Alte, ob sie nicht Bier oder Milch habe.

Sie brachte Beides. „Laßt nur Euer Geld heut stecken!“ sagte sie grinzend: „morgen früh will ich schon meine Rechnung machen.“ —

Siebzehntes Kapitel.

Die böse Frau. — Der wüthende Fährmann. — Die Wanderer erreichen die Geisterburg.

Die Kinder aßen und tranken und es schmeckte ihnen Alles sehr wohl. Als sie sich Beide gesättigt, fragte die Alte von Neuem, ob sie ins Bett wollten und als sie dies bejahten, so öffnete sie eine kleine Kammer, in der ein Paar sehr reinliche und schöne Bettchen standen. Die Knaben krochen hinein bis über die Ohren und schliefen bald ein. Aber böse, beängstigende Träume beunruhigten sie. Sie träumten von der Zauberburg, von Rübezahl

und Fitzliputzli, träumten, wie sie die beiden Geister fürchterlich belogen, träumten aber auch, wie die beiden Geister die fürchterlichen Lügen nicht glaubten und nunmehr fürchterlich grimmig wurden. Dann träumten sie wieder von dem alten guten Handwerker, der ihnen aber jetzt gar nicht mehr so gut vorkam, als früher, denn er machte die grimmigsten Geberden und drohte zu verschiedenen Malen mit seinem Stocke. Als sie Beide erwachten, saß die Alte neben ihnen in der Kammer und hielt ein großes Stück Papier in der Hand.

„Nun, ausgeschlafen, Ihr Taugenichtse?" fragte sie kurz, indem sie heute eine noch viel boshaftere Miene annahm. „Hier ist die Rechnung," setzte sie hinzu und übergab Carl das Papier.

Die Alte hatte Alles auf das Billigste berechnet. Die Knaben zogen die Beutel aus den Beinkleidern, aber — o Entsetzen! Das Geld war daraus verschwunden und dafür fand sich in dem einen eine ekelhafte Kröte, während aus dem andern eine häßliche Spinne hervorkroch.

„Pfui!“ riefen Beide fast zu gleicher Zeit und warfen die Beutel weit von sich. Die Alte aber sprang wüthend auf und schrie ein Mal über das andere: „Nun, bekomme ich kein Geld? kein Geld? Laufen die Schurken hierher, ohne daß sie einen Pfennig im Beutel haben! Wollen mich betrügen! Aber wartet, Ihr sollt mich nicht umsonst angeführt haben!“

Sie sprang hinaus und kehrte bald mit einer armstarken Birkenruthe wieder, die sie fürchterlich in der Luft schwang. Die beiden Knaben baten himmelhoch, und versprachen Alles doppelt und dreifach bei ihrer Rückkehr zu bezahlen, aber die Furie ließ sich dadurch nicht besänftigen, sondern riß im Nu das Deckbett von den Knaben herunter und hieb nun mit grausamer Lust auf die armen, den unbarmherzigen Streichen der bösen Frau ganz bloß gegebenen Jungen los. Carl sprang in der Angst zu dem in der Kammer befindlichen Fenster hinaus, und Albert gelang es nach vieler Mühe, durch die Thür zu entkommen. Die Kleidungsstücke nebst

den leeren Beuteln warf die Alte grimmig hinterher. Rasch ergriffen die Knaben dieselben und flüchteten sich nun so schnell als möglich in den Wald. Sie liefen lange nackend fort, ehe sie es wagten, still zu stehen und sich anzukleiden. Als dies geschehen war, griff Karl schmerzlich nach seinem Beutel, der ihm so viel Unglück bereitet und — welches Wunder! — er fand wieder sein ganzes Geld darin. Auch Albert untersuchte den seinigen und fand dasselbe. Wie dies zuging, konnten sie sich natürlich nicht erklären, doch kamen sie endlich darin überein, daß die grausame Alte wahrscheinlich in der Nacht das Geld herausgenommen und dafür Spinne und Kröte hineingesteckt habe. Beim Herauswerfen der Beutel aus der Hütte aber sei sie vermuthlich bessern Sinnes geworden und habe die Thaler wieder hineingesteckt. Indeß war nun nichts zu ändern. Die Knaben hatten ihre tüchtigen Ruthenhiebe, die sie jetzt noch schmerzten, empfangen, und diese nahm ihnen auch jetzt, wo sie wieder im Besitz ihres Geldes waren, kein Mensch

ab. Sie gingen schnell weiter, und sahen nun schon die Spitzen der Ruinen in der Ferne über die Bäume herabschimmern. Plötzlich aber standen sie vor einem großen, breiten Flusse, der in seiner ganzen Länge keine Brücke zeigte. Sie versuchten es anfänglich, hindurchzuwaten, fanden aber bald, daß das Wasser sehr tief sei, und gingen daher ein Stück Weges zurück, um wo möglich einen andern Pfad zu finden. Zu ihrem größten Staunen kamen sie hier wieder an einen Fluß. Nun gingen sie links — zwanzig Schritte von sich hörten sie ein Gewässer rauschen, und bald überzeugten sie sich, daß auch hierhin der Fluß seinen Lauf erstrecke. Noch ein Weg blieb ihnen übrig, aber auch dieser war von dem verwünschten Flusse verschlossen. Doch bemerkten sie hier einen Mann, der neben einem angebundenen Fahrzeuge saß, das jedenfalls dazu bestimmt war, die Reisenden überzufahren. Der Mann zeigte sich auch dazu bereitwillig, sagte aber gleich im Voraus, daß er dafür einen Groschen bekommen müsse.

„Ei, ja wohl," sagte Carl, und nahm den Groschen gleich jetzt aus dem Beutel, damit es ihm nicht wieder so ginge, wie bei jener alten Hexe. Der Mann band den Kahn los, und ruderte bald die beiden Knaben über den breiten Fluß hinweg. Als sie drüben angelangt waren, drückte Carl dem Fischer das Geld in die Hand und wollte nun mit seinem Freunde getrost weiter schreiten, aber das ging nicht so rasch von Statten, als sie glaubten. Der Fährmann sprang ihnen wüthend nach, und behauptete steif und fest, statt des Groschens nur einen Kieselstein empfangen zu haben. Carl stritt tapfer, da er aber doch den Mann, der allerdings einen Kieselstein in der Hand hatte, nicht von seiner Meinung abbringen konnte, so mußte er sich zuletzt dazu entschließen, dem Ungestümen einen andern Groschen zu verabreichen. Er öffnete deshalb seinen Beutel, aber ein neues Wunder war mit demselben vorgegangen, denn das sämmtliche Geld hatte sich jetzt in Kieselsteine verwandelt. Auch Alberts Beutel war ein Gleiches

widerfahren. Der Fährmann sah bald ein, daß er hier keine Zahlung erlangen könnte, und hielt es, gleich der alten bösen Frau, für das Gerathenste, von dem nächsten Strauche einen tüchtigen Stock abzuschneiden, um seine Forderung von den Rücken der Knaben abzuprügeln. Die Knaben weinten, und suchten ihr Heil in der Flucht. Glücklicherweise konnte der Mann nicht eben so schnell laufen, aber es ging denn doch nicht ohne einige Hiebe ab, und Albert verlor sogar seine Mütze, die dann der Fährmann zur Entschädigung an sich nahm.

Nun gelangten sie aber ohne Hindernisse bis an die Ruine. Sie gingen rings umher, fanden aber, außer einem kleinen Pförtchen, das fest mit eisernen Riegeln verschlossen war, keinen Eingang. Auf ihr Rufen erschien Niemand, und ein vorübergehender Bauer schüttelte bedenklich den Kopf, als er die Kleinen da stehen sah.

„Hier werdet Ihr wohl auf keinen Fall eingelassen werden!“ sagte er, und benahm somit den Knaben die letzte Hoffnung.

Achtzehntes Kapitel.

Rübezahl erfährt das Vorhaben der beiden Jungen und trifft seine Maßregeln. — Die beiden Knaben werden von Fitzliputzli schlecht bewirthet.

Berggeist Rübezahl war erst unlängst von seiner Reise zurückgekehrt, und bald nach seiner Ankunft hatte ihm aber auch der getreue Fitzliputzli von dem Abenteuer im Müllerschen Hause die genauste Kunde gegeben. Der mächtige Geisterkönig war unwillig geworden, und hatte erst sogar Krankheit oder ähnliches Uebel über die beiden kleinen Wanderer zu verhängen im Sinne gehabt, damit es ihnen sodann unmöglich gemacht worden wäre, überhaupt die Geisterburg zu erreichen. Der schlaue Kammerdiener hatte dem Gebieter aber vorgestellt, daß es eine ungleich größere Strafe für die beiden bösen Buben sei, wenn sie erst die weite Reise unternommen hätten, und sodann un-

verrichteter Sache wieder heimziehen müßten. Das gefiel dem zornigen König der Geister. Er befahl alsbald dem treuen Kammerdiener, die Gestalt eines alten Wanderes anzunehmen und mit Windeseile nach jener Stelle hinzufliegen, wo sich die beiden Kleinen jetzt gerade befänden, sie bis in die Nähe der Ruine zu geleiten, dann aber dafür zu sorgen, daß ihnen im Walde allerlei Ungemach begegne. Meine kleinen Leser werden aber gewiß auch selbst schon längst bemerkt haben, daß Rübezahl bei allen Neckereien, die an den beiden Knaben im Walde ausgeübt wurden, hülfreiche Hand geleistet hatte. Indeß befanden sich Carl und Albert, wie wir schon wissen, jetzt vor der Geisterburg, und Fitzliputzli stand vor Rübezahl, um dessen Befehle in Ausführung zu bringen. Was der Geist aber befohlen, wollen wir nun selbst sehen.

Fitzliputzli öffnete nach einer Pause das uns bekannte kleine Pförtchen und trat in seiner Zwergsgestalt hinaus. Er stellte sich, als bemerke er die

kleinen Wanderer gar nicht, war aber demungeachtet sehr freundlich, als ihn einer derselben (Carl nämlich) anredete.

„Ihr habt Euch an den rechten Mann gewendet," sagte er, „denn ich bin wirklich Fitzliputzli, der Kammerdiener Rübezahls. Heute werdet Ihr meinen gnädigen Gebieter unmöglich sprechen können, doch könnet Ihr ja die Nacht in meiner Stube bleiben, ich will Euch gern zu essen und trinken geben. Kommt folgt mir!"

Ich glaube kaum, daß eine Einladung mit allgemeinerer Zufriedenheit angenommen worden ist, als die jetzt von Fitzliputzli vorgebrachte. Die Knaben traten ein, und Carl fand Alles so, wie ihm dies sein Freund Gottfried beschrieben hatte. Fitzliputzli führte sie aber nicht nach dem glänzenden Saal Rübezahls, sondern vielmehr durch finstere Gänge nach einem kleinen, unfreundlichen Gemache, das der Beschreibung keineswegs entsprach, die der Sohn Margarethens von seinem niedlichen Schlafzimmer bei Fitzliputzli entworfen hatte. An-

statt der kostbaren Gardinen waren starke Eisengitter vor dem Fenster, die, ohne Glasscheiben, dem anwehenden Winde ein gänzlich freies Spiel gestatteten. Auch das von Gottfried so sehr gerühmte, wunderhübsche Bettchen war nicht vorhanden, sondern nur ein dürftiges Strohlager. Fitzliputzli, der sie auf einige Augenblicke verlassen hatte, erschien jetzt wieder und brachte jedem der Knaben ein Stück hartes Brod, nebst einem Kruge Wasser. Diese machten große Augen und ließen das Abendessen unangerührt stehen. Da Fitzliputzli auch durchaus keine Lust zu haben schien, sie nach ihrem Begehr und nach der Veranlassung, die sie hierher geführt, zu fragen, so glaubten sie, daß es nun an ihnen selbst sei, die Sache gebührend anzubringen.

„Herr Fitzliputzli," begann daher Carl, nachdem er sah, daß sich derselbe wieder zu entfernen Miene machte, „ich hätte eine große Bitte an Sie."

„An mich?" fragte staunend der Zwerg; „an

mich? nein, das ist nicht möglich. — Du kennst mich ja noch gar nicht mein Kind!"

„Nun — wenn auch das nicht," stotterte Carl," aber ich habe doch schon viel von Ihnen gehört."

„Von mir?" fragte der Kammerdiener verwundert wie oben. „Von mir kannst Du noch gar nichts gehört haben. Mich kennen nur ganz wenige Menschen in der Welt und ich habe in meinem Leben noch nichts von Dir und Deinem Begleiter da vernommen. Wie heißt Ihr denn, und wo seid Ihr denn hergekommen?"

„Ich heiße Müller und mein Freund da heißt Eichenberger; wir beide sind aus dem Dorfe, wo die arme Margarethe wohnt, die durch Sie und Herrn Rübezahl reich geworden ist."

Fitzliputzli blieb ganz kalt bei dieser Antwort.

„Ja, ja," sagte er nach langem Sinnen, „ich kenne die gute Margarethe. Sie hat einen vortrefflichen Sohn, den kleinen Gottfried, der sehr fleißig in der Schule ist und seiner Mutter einst

viele Freude machen wird. Mein Gebieter Rübezahl hat sich der armen Familie erbarmt und ihr einen Haufen Goldstücke geschenkt, damit die Noth bei den Leuten ein Ende nimmt. Mein guter Herr hilft immer gern den armen Leuten, wenn sie tugendhaft sind und unverdient in Armuth und Elend schmachten."

„Ach, unsere Eltern sind auch sehr arm!" begann jetzt der Lügner Albert mit schamloser Dreistigkeit, aber so sehr er sich auch bemühte, eine redliche Miene bei dieser Rede anzunehmen, so überlief doch eine dunkle Röthe sein ganzes Gesicht. Er zog schnell ein Taschentuch hervor, um die steigende Verlegenheit zu verbergen, aber Fitzliputzli hatte ihm längst scharf ins Gesicht gesehen. —

„Arm?" begann Letzterer wieder, „ja arm sind viele Menschen auf der Welt; aber ich habe Euch schon gesagt, daß der Arme auch gut und fleißig sein muß, wenn er auf Belohnung rechnen will. Seid Ihr Beide dies auch immer gewesen?"

Ein schnelles Ja entfuhr den Lippen der beiden

Knaben, die sich bei diesen Worten Fitzliputzlis schon am Ziel ihrer Wünsche glaubten.

„Nun, ich werde sehen, ob Ihr wahr gesprochen;“ sagte ernst der Zwerg und zog ein Buch aus der Tasche. „Ihr werdet wahrscheinlich alle Beide recht gut lesen können, — nicht wahr?“

Diese Frage kam wenigstens einem der Knaben nicht so recht zur gelegenen Zeit. Carl las allerdings nicht so ganz schlecht, um nicht zur Noth eine Probe bestehen zu können; ein Anderes war es mit Albert, dessen Vater seine Kinder in der Rohheit und Dummheit dahin leben ließ, da, wie er sagte, der Dumme das meiste Glück hat. Wie einfältig er dabei dachte, erwähnen wir nicht weiter, wir wenden uns zu seinem Sohn Albert, dem jetzt seine Unwissenheit ein banges Herz machte. Carl kam zuerst an die Reihe, und mußte eine ganze lange Seite lesen. Er gab sich alle Mühe, und doch gelang es ihm nicht, ganz fehlerfrei zu lesen. Indeß schien Fitzliputzli zufrieden, und wandte sich nun zu Albert, dem der Angstschweiß auf der Stirn

stand. Ach, was war das für ein erbärmlich Lesen. — Keine Zeile, wo Albert nicht mehre Male absetzte.

„Ei, ei! Du bist eben nicht sehr fleißig gewesen!“ rief unwillig Fitzliputzli, indem er das Buch wieder zumachte. „Nun vielleicht hast Du im Rechnen und Schreiben mehr gelernt? Sag mir einmal, wenn sich nun mein Gebieter Rübezahl erbitten ließ, Dir eine Summe Geld zu schenken, damit Du sie unter Deine Eltern und Geschwister gleichmäßig vertheilen könntest, würdest Du wohl schnell ausrechnen können, wie viel ein Jedes von Euch bekäme.“

„Ei freilich,“ entgegnete Albert, dem jetzt nur daran gelegen war, Geld zu bekommen; „ich würde es so gleichmäßig theilen, daß sie gewiß Alle zufrieden sein sollten. Doch behielte ich mir dann immer die größte Hälfte vor, denn ich habe ja den weiten sauern Weg bis hierher machen müssen“.

„Nun davon sprechen wir nicht!“ sagte immer zorniger Fitzliputzli: „Wie viel hast Du Geschwister?“

„Fünf."

„Gut. Fünf Geschwister, Du und Deine beiden Eltern, das sind acht Personen. Wenn Dir nun mein gütiger Gebieter 4000 Goldstücke gäbe, wie viel würde dann wohl Jeder bekommen, wenn Einer mit dem Andern gleich ausgehen sollte?"

Albert besann sich lange, endlich aber sagte er: „Nun, dann bekäme gewiß Jeder über tausend Stück."

Fitzliputzli antwortete gar nicht, er lachte aber höhnisch und ging zornig fort, indem er die Thür hinter sich derb zuwarf. Die beiden Knaben waren nun allein, hatten nichts zu essen als ein Stück Brod und die unfreundliche Aussicht auf ein nichts weniger als weiches Nachtlager. Doch Noth bricht Eisen: sie zogen sich aus und legten sich auf das Stroh. Die Glieder thaten ihnen noch sehr weh von den heute Morgen empfangenen barbarischen Ruthenhieben und es konnte schon längst Mitternacht sein, als sie einschliefen. Was sie träumten weiß ich nicht; jedenfalls war es nicht viel Gutes

und Schönes. Ach, wer sollte auch nach einem so unglücklichen Tage noch schön träumen.

Neunzehntes Kapitel.

Fitzliputzli weckt die Knaben sehr früh. — Wiederholte unangenehme Auftritte. — Die Strafen Rübezahls in schrecklichster Gestalt.

Ein verhängnißvoller Tag brach an. Wenn ich hoffen darf, daß meine kleinen Leser mein Buch bis jetzt mit großer Liebe und neugierig auf die Dinge, die da kommen werden, gelesen haben, so glaube ich auch gewiß, daß sie auf keinen Abschnitt der Geschichte gespannter gewesen sein werden, als es bei diesem neunzehnten der Fall ist. Ihr werdet Euch gewiß noch des guten Empfanges erinnern, dessen sich unser armer Gottfried bei dem Berggeist Rübezahl zu erfreuen hatte; Ihr werdet noch wissen, wie liebevoll Letzterer das gute, für

seiner Mutter Wohl besorgte Kind behandelte, aber Ihr werdet auch gewiß im Voraus sehen, daß der Empfang der beiden Knaben, Carl und Albert, ein durchaus nicht so freundlicher und liebevoller sein wird. Ich traue Euch Allen, Allen, die Ihr meine Geschichte leset, keine Schadenfreude zu, denn Schadenfreude ist, wie Euch Eure Eltern und Lehrer gewiß sehr oft gesagt haben, ein böser Schmachflecken für den, der sich ihr hingiebt, aber daß auch Keins unter Euch ist, das nicht das Ungemach und die Widerwärtigkeiten, die die beiden Buben erleiden mußten, für recht und billig halten sollte, weiß ich ganz gewiß. Dem Bösen und Lasterhaften muß Strafe werden, damit er sich bessert, und fortan mehr den Pfad der Tugend, als den des Lasters, wandelt. Wenn das Laster ungestraft und die Tugend unbelohnt bliebe, dann würde es schlecht mit uns stehen, und die Guten müßten in Elend und Noth verkümmern.

Fitzliputzli ließ den beiden Knaben durchaus nicht so lange Zeit zum Schlafen, als er es bei

Gottfried gethan. Schon mit grauendem Morgen trat er in das düstere Gemach und rüttelte Carl und Albert aus dem Schlummer auf. Sie sprangen auch, ganz gegen ihre Gewohnheit, sogleich vom Lager, denn heute war ja der Tag, von dem sie alles Glück und Heil erwarteten. Sehr unangenehm war es ihnen aber, daß ihre Kleider sich nicht, wie sie erwartet, in so schöne verwandelt hatten, wie die waren, die Margarethens Sohn mit von seiner Reise brachte. Sie schämten sich, in der ganz abgenutzten und durch die Reise ganz unscheinlich gewordenen Kleidung vor dem mächtigen Geisterkönige erscheinen zu müssen, und Albert wandte sich daher mit der flehentlichst vorgetragenen Bitte an Fitzliputzli, ihm doch wenigstens einen bessern Rock zu leihen.

„Ich habe keine Kleider zu verleihen!“ antwortete dieser mürrisch. „Wer in schönen Kleidern vor meinem Herrn erscheinen will, der muß sich solche mitbringen. Der arme Gottfried hatte zwar auch zerrissene Kleider an, als er hier anlangte,

aber ich habe ihm dieselben nur gewaschen, weil er ein guter, fleißiger Junge ist und viel, so viel mehr gelernt hat, als Ihr Faulpelze."

Das war zu viel für die beiden Freunde. Sie fingen an zu weinen, und stürzten auf die Kniee und baten Fiplipuzli flehentlich, Herrn Rübezahl ja nichts von ihrer Faulheit zu sagen, sie wollten fortan auch recht fleißig sein, und namentlich Albert versicherte ein Mal über das andere, daß er ganz ordentlich lesen und rechnen lernen wolle.

Fitzliputzli antwortete ihnen kurz: „Ich will dem mächtigen Rübezahl allerdings nichts sagen," meinte er; „aber ich fürchte nur, daß der Gute selbst auf die Idee kommen wird, mit Euch einen kleinen Examen vorzunehmen. Wenn Ihr dann bei ihm aber so schlecht besteht, als bei mir, dann fürchte ich freilich, daß es mit Erfüllung Eurer Bitte eben nicht viel wird."

Die Knaben beruhigten sich hierbei und baten den Zwerg, sie doch einmal zum guten Rosinen- und Mandelkönig zu führen, von dem Gottfried

so viel erzählt hätte, und der so wunderschöne Sachen haben sollte. — Fitzliputzli bedachte sich ein Weilchen, dann aber sagte er zu, und befahl den Knaben, ihm zu folgen. Er führte sie jetzt absichtlich zuerst in den Hof, wo, wie wir wissen, die von Rübezahl so schrecklich Bestraften sich befanden. Ach, wie erschraken Carl und Albert, als sie den Jammer und das Elend erblickten.

Die alte Schwätzerin mit den schielenden Augen, drei Nasen, sechs Ohren und zwei Mäulern saß noch immer auf ihrem ersten Platze und plapperte unaufhörlich fort. Auch das schmählich abgemagerte Weib mit dem Leichengesicht, die Gottfried damals so innig bedauerte, und die den Lohn für ihre unzähligen Unwahrheiten empfing, schrie wie ehedem: „Gebt mir nichts zu essen! Gebt mir nichts zu trinken! Ich bin nicht hungrig und nicht durstig! Gebt mir nichts zu essen!“ Aber die Knaben hatten jetzt nicht nöthig, — wie damals Gottfried — den Fitzliputzli um die Erklärung zu bitten, denn ringsum waren über den Häuptern der Strafe-

leidenden schwarze Tafeln befestigt, an die ihre Vergehen sowohl, als ihre Strafe mit großen Buchstaben angeschrieben waren. Hier stand: Lohn für Näscher," dort: „Strafe der Schwätzer," weiter unten: „So müssen Schwelger leiden!" ꝛc. Am größten und breitesten war die Tafel über der schon erwähnten abgemagerten Frau. „So geht es den Lügnern!" stand darauf mit großer, weitstrahlender Schrift. Was unsere beiden Taugenichtse bei dem Lesen dieser schrecklichen Worte dachten, werden sich meine Leser wohl denken können. Sie wünschten sich in diesem Augenblick tausend Meilen weit von dem verhängnißvollen Orte, und hätten gewiß das Beste darum gegeben, wenn sie jetzt gleich daheim bei Vater und Mutter gewesen wären. Sie waren seelenfroh, als Fitzliputzli die Thür ergriff, um sie aus dem Hofe zu führen; doch drehte sich dieser plötzlich noch ein Mal um, und rief ihnen mit fürchterlicher Stimme entgegen: „Merkt Euch wohl, was Ihr hier gesehen!" — Zitternd und bebend an allen Gliedern wankten die

Beiden nach, und wirklich war kaum der Anblick der in lauter Süßigkeit gekleideten Soldaten an Kokelmoks Thür im Stande, sie einigermaßen wieder aufzuheitern.

Zwanzigstes Kapitel.

Kokelmok ist mürrisch; — er will seine Schätze nur für Geld hergeben. — Große Noth im Chocoladengebirge.

Freund Kokelmok, der Rosinen- und Mandelkönig stand in seinem Vorsaale, eifrig bemüht, die leergewordenen Fässer wieder bis an den Rand zu füllen. Er machte indeß ein ziemlich grämliches Gesicht, als er die beiden Jungen erblickte, und ließ sich anfangs in seiner Arbeit durchaus nicht stören. Erst als ihm Fitzliputzli bemerklich machte, daß die Beiden gekommen waren, um ihm ihren Besuch abzustatten, wurde er etwas höflicher, und

ersuchte sie, einen Augenblick zu warten, bis er mit der Füllung seiner Fässer zu Ende sei. Mit lüsternen Augen und leckerer Zunge wohnten die Beiden dieser einladenden Beschäftigung bei, und erwarteten jeden Augenblick, daß ihnen Kokelmok eine Hand voll Rosinen und Mandeln anbieten sollte. Da aber Carl bald einfiel, daß ihm Gottfried erzählt hatte, wie er von den im ersten Zimmer befindlichen Gegenständen auch nichts bekommen habe, so tröstete er sich, und war daher auch sehr erfreut, als Kokelmok, der während dessen seine Geschäfte beendet, sie einlud, ihm zu folgen.

Der prächtige Garten lag vor ihren Blicken. Dort rauschte das köstliche Wasser der Limonade, das einen goldgelben Schaum an die blendendgrünen Ufer trieb, hier brachen bald die Bäume unter der Last der Zuckerfrüchte, die tausendfach an den Aesten herabhingen; — hier prangten auf üppigen Blumenbeeten die Bonbons und Zuckerplätzchen dicht neben der hochaufschießenden Zuckerstange, dort wuchs Marzipan üppig wuchernd an den Mauern;

— hier standen in bunter Reihe die Blumentöpfe rings um die Beete, gefüllt mit den Zuckerstoffen, dort ragte das wohlbekannte Chocoladenbergwerk hervor, und hunderte von Arbeitern waren beschäftigt, aus tiefstem Erdengrunde die reichen Massen an das Tageslicht zu befördern! doch ich schweige von allem dem, was noch zu sehen war: Ihr kennt ja schon, meine theuren Leser, die Herrlichkeiten, die einst Gottfried hier sah, Gottfried, der noch immer der trauteste Freund Kokelmoks ist. —

Carl und Albert standen starr wie die Bildsäulen, denn, wenn sie sich auch nach Gottfrieds Erzählung auf Außerordentliches gefaßt gemacht hatten, so waren ihnen doch wahrlich im Traume nicht die Herrlichkeiten vorgekommen, die hier vereint zu schauen waren. Kokelmok führte die Beiden in dem Garten umher, zeigte ihnen Alles auf das Umständlichste, pries oftmals den Geschmack der Gegenstände, zeigte sich aber in keiner Hinsicht bereit, nur eine Kleinigkeit von den Schätzen zu verschenken. — Fitzliputzli war am Eingange zurück

geblieben, und dies war Carl und Albert sehr lieb; denn Fitzliputzli konnte die beiden Knaben gar nicht mehr leiden, seitdem er den strengen Examinator gemacht und sie beide so hart angelassen hatte. Sie glaubten nun, auch ohne sein Beisein Kokelmoks Herz zu erweichen und denselben zur Hergabe eines kleinen Theiles seiner Schätze bewegen zu können. Aber sie waren stark im Irrthum begriffen. Albert, der jetzt zuerst das Wort ergriffen hatte, um dem Rosinen- und Mandelkönig vernünftigere Gedanken einzureden, wurde alsbald kurz abgewiesen, indem Kokelmok darauf bestand, seine Waaren nicht anders, als gegen Geld herzugeben. Geld hatten aber beide Jungen, wie wir wissen, nicht mehr, da der letzte in den Beuteln befindliche Rest durch Rübezahls unsichtbare Macht in Kieselsteine verwandelt worden war. Auch Carl versuchte es noch ein Mal, den Kokelmok günstiger zu stimmen und seine von Gottfried so gelobte Freigebigkeit anzuregen, aber er schien auch ihm kein geneigteres Gehör schenken zu wollen. Endlich

jedoch, und nachdem namentlich Beide ihn wiederholt mit Bitten bestürmt hatten, gab er nach und versprach, Jedem eine Düte mit Rosinen und Mandeln bei ihrem Weggange verabreichen zu wollen. Carl, der nun dreister wurde, zeigte hierauf Lust, einmal die inneren Theile des Chocoladenbergwerkes zu besehen, und Kokelmok gestand ihm dies auch gern zu. Er rieth ihm, sich zu diesem Zwecke einer jener Leitern zu bedienen, auf denen die Chocoladenbergleute auf- und niederstiegen, ja aber auch alle Obacht auf sich zu verwenden, damit er nicht in die Tiefen hinabstürze. Albert wollte dasselbe, und sie stiegen nun beide in eine der Oeffnungen hinab. Im Anfange ging die Sache prächtig; bald aber wankten die Leitern, und es kostete den beiden Neugierigen unendliche Mühe, sich auf den Sprossen zu erhalten. Auf einmal riß der Strick, an der die Leiter oben befestigt war, und wohin glaubt Ihr wohl, meine guten kleinen Leser, daß die Beiden stürzten? — In ein bis an den Rand mit Syrup gefülltes Loch! —

Bis über den Kopf sanken sie in die dicke, zähe Flüssigkeit, und waren nur noch froh, daß sie im nächsten Augenblicke wieder auftauchen und nun mit den Füßen den Boden berühren konnten. Von der süßen Masse nur ein Tröpfchen zu kosten, kam ihnen nicht in den Sinn, vielmehr schrieen sie aus Leibeskräften, um oben irgend Jemand auf ihr Unglück aufmerksam zu machen. Aber es hörte Niemand. Sie schrieen unaufhörlich wohl eine Stunde lang, aber kein Mäuschen regte sich in der Höhe. Da überkam die beiden bösen Jungen eine unendliche Todesangst, und sie sahen das schreckliche Loos vor sich, hier mitten im Syrup ersticken zu müssen. Da endlich, als sie sich bereits in ihr Schicksal gefügt und von der Welt Abschied genommen hatten, kam Hülfe und Rettung. Ein Strick, den man von oben herabgelassen und an dessen unterem Ende ein großer weiter Korb befestigt war, nahm sie auf, und ganz mit einer dicken Haut von Syrup überzogen, langten sie nun oben an. Kokelmok verging fast vor Lachen, als er seine beiden Gäste in

so komischer Gestalt erblickte, sagte aber zugleich sehr ernst: „Ihr müßt nun sehr eilen, daß Ihr zu dem Herrn Rübezahl kommt, denn derselbe hat schon mehrmals nach Euch fragen lassen. Herr Fitzliputzli erwartet Euch dort an der Thür meines Gartens, und will Euch jetzt sofort zu seinem Herrn geleiten."

„Aber bester, guter, theuerster Herr Kokelmok! In diesem Zustande können wir doch nicht zu Herrn Rübezahl gehen? Können Sie uns denn nicht andere Kleider geben?"

„I lieber gar! das geht nicht an," entgegnete dieser lachend; „Rübezahl läßt auch nicht gern lange auf sich warten, und Ihr müßt nun gleich zu ihm." Dabei steckte er Jedem noch eine Düte mit Rosinen und Mandeln zu, und schob sie zur Thür hinaus.

Was half's — die Knaben mußten sich in ihr Schicksal fügen, und, triefend von Syrup, folgten sie dem harrenden Fitzliputzli. Aber mit welchen Gefühlen sie über die vielen Höfe gingen, mit

welcher Scham sie das Hohngelächter der zahlreich versammelten Dienerschaft Rübezahls vernahmen — davon werden sie keinem Menschen ein Wort erzählen. —

Einundzwanzigstes Kapitel.

Rübezahls fürchterlicher Zorn. — Warnungs- und Strafreden an die beiden Knaben. — Entlassung.

Umgeben von den blendenden Geistern seines Reiches, aber mitten in grell leuchtendem Feuer saß diesmal Rübezahl und schaute düster herab von dem Throne. Von Zeit zu Zeit stampfte er ungeduldig mit dem Fuße, denn die beiden Knaben blieben ihm viel zu lange aus. Endlich kamen sie, und schritten, hinter sich einen braunen Streifen von dem herabträufelnden Syrup lassend, in die Mitte des Saales.

„Wer seid Ihr?“ fragte Rübezahl dumpf und ohne sie weiter eines Blickes zu würdigen.

„Ich heiße Carl, und mein Vater heißt Müller,“ antwortete der erste, dem der zweite mit gleicher Angabe seiner Namen folgte.

Jetzt erst erhob Rübezahl die Augen, und erblickte nun die traurig komischen Gestalten.

„Was!“ rief er. „Wie sehen denn die Buben aus?“

Keine Antwort.

„Nun sprecht, oder es soll Euch übel bekommen!“ rief noch grimmiger der gewaltige Geist, und strich behend den fürchterlichen Bart.

„Nun — wir sind — — in ein — Syrupsloch gefallen!“ wimmerte endlich in höchster Angst Albert.

„So — aber was führt Euch denn hierher? Hat Euch irgend Jemand zu mir geschickt?“

„Ja,“ versetzte Carl.

„Nun, wer ist dieser Jemand?“

„Margarethens Gottfried.“

„Margarethens Gottfried? Ist das auch wahr?"

Die Stirne des Berggeistes verfinsterte sich, und das ihn umgebende Feuer schlug hoch in Flammen über seinem Throne zusammen. Aber die Jungen logen noch immer. Beide antworteten jetzt noch standhaft mit:

„Ja."

„Ist das wahr?" fragte nochmals der Berggeist.

„Ja."

„Wirklich wahr?"

(Pause) — — „Ja."

Länger barg Rübezahl seinen Zorn nicht; er stürzte wüthend herunter von dem Throne, ergriff mit jeder Hand einen der Knaben und würde sie wahrscheinlich Beide in schrecklichster Wuth vernichtet haben, wenn nicht Fitzliputzli bittend dazwischen gesprungen wäre.

„Mächtiger Herrscher!" rief er, indem er selbst seinen grimmigen Gebieter vor die Füße sank; „schenkt diesen elenden Jungen das Leben. Es

sind große Lügner und grundböse Kinder, das ist wahr; aber vielleicht bessern sie sich doch noch, und gehen den Pfad der Frommen und Guten. Sie sind ja Beide schon vielfach gestraft, und es wird gewiß Keinem von ihnen einfallen, je wieder in unsere Nähe zu kommen."

Rübezahl schwieg einen Augenblick, dann nahmen seine Züge einen milderen Ausdruck an, und er stieg langsam wieder die Stufen des Thrones hinauf. Als er sich gesetzt hatte, befahl er Carl und Albert niederzuknieen, und richtete nun folgende schreckliche Rede an sie:

„Hört es, Ihr Elenden, Ihr Gottlosen, Ihr Schandbuben, die Ihr nicht werth seid, daß Ihr auf Gottes schöner Erde wandelt, hört es, was ich Euch jetzt warnend zurufe. Ich wußte Euer ganzes Treiben von Anbeginn Eurer Reise, denn mein guter Kammerdiener Fitzliputzli hat Eure Eltern belauscht, als sie Abends von dem schändlichen, betrügerischen Plane gesprochen haben. Ich war es auch, der es so fügte, daß ein armer Handwerks-

bursche Euch begegnen und bis an den Eingang meines Waldes geleiten mußte. Der alte Handwerksbursche war niemand anders als Fitzliputzli, der diese Gestalt angenommen, um Euch desto sicherer vor mich zu bringen. Aber auch die alte Frau, die Euch schon mit der Ruthe Euren Lohn gegeben hat, und der böse Fährmann, dessen Stockschlägen Ihr nur durch die Flucht entrinnen konntet, waren Niemand anders, als mein Kammerdiener. Ich befahl, Euch die schlechteste Bewirthung angedeihen zu lassen und meine unsichtbare Hand war es, die den Strick an der Leiter durchschnitt, damit Euch das widrige Syrupsbad über den Hals kommen mußte. Das Alles habe ich bisher gethan. Aber hört nun auch, was ich fortan thun werde. Vor allen Dingen werde ich Euch jetzt so schnell als möglich nach Hause schaffen. Wenn Ihr dort angekommen seid, sei Euer Erstes, daß Ihr den guten Gottfried aufsucht, und ihm feierlich alles das abbittet, was Ihr ihm durch Eure Schwatzhaftigkeit zu Leide gethan. Dann gebiete ich Euch, daß Ihr,

wenn Ihr morgen früh in die Schule zu dem Herrn Kantor kommt, und er Euch nach dem Grunde Eures langen Ausbleibens fragt, demselben die reinste Wahrheit ohne allen Umschweif berichtet, nichts verschweigt, und namentlich das, was ich Euch gesagt, wiederholt. Ist das geschehen, so gebt Ihr jedem Kinde in der Schule aus dem Beutel, den ich Euch mitgeben werde, zwei der großen Geldstücke, die sich darin befinden. Ich habe es so eingerichtet, daß die Geldstücke gerade aufgehen, ohne daß etwas für Euch übrig bleibt: wehe Euch aber, wenn Ihr, meines Versprechens uneingedenk, es wagt, nur eines der Geldstücke an Euch zu behalten — das schrecklichste Loos würde Euch treffen! Endlich aber verbiete ich Euch jede fernere Unwahrheit auf das Strengste. So wie eine Lüge über Eure Lippen geht, wird auch schon die Euch bekannte alte Frau nebst dem Fährmann aus dem Walde erscheinen, um Euch eine fürchterliche Tracht Prügel zu ertheilen. Damit Ihr aber schon jetzt eine schwere Prüfung zu ertragen habt,

will ich Euch ein kleines Denkzeichen mitgeben, das Euch allemal an meine Worte erinnern soll."

Er ergriff die Nasen der beiden Burschen und drehte sie im Nu um seinen Finger, so daß die Nasenspitzen verkehrt, das heißt, inmitten der Augen standen.

„Ein Jahr lang," begann Rübezahl wieder, „sollt Ihr die Nasen in dieser veränderten Gestalt tragen; habt Ihr Euch aber während demselben so weit gebessert, daß der Herr Kantor mit Euch ganz zufrieden ist, und auch von meinem kleinen Freund Gottfried, den ich von der ganzen Sache unterrichten werde, keine Klagen wider Euch einlaufen, so mögen die Nasen wieder in ihre vorige Lage zurückkehren".

Hier schloß er und winkte Fitzliputzli. Dieser ging in ein Nebencabinet, kam aber bald wieder und brachte einen großen Beutel voll Gold mit sich. Rübezahl ergriff ihn, zog noch zwei kleine Briefe aus der Tasche, und übergab jedem der

Knaben einen derselben, und öffnete dann ein Fenster.

„Noch ein Mal," rief er, „vergeßt nicht, was ich Euch heute gesagt habe. Mein Zorn ist schrecklich, und Ihr werdet wissen, daß ich fürchterlich strafen kann, wenn ich will!"

Er packte hierauf mit starker Faust die beiden Knaben und warf sie zum Fenster hinaus hoch in die Lüfte. —

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Wie sieht's in Margarethens Hause aus?

Ihr werdet gewiß tief aufathmen, meine Kleinen, wenn ich Euch ein Mal aus den mannigfaltigen Trübsalsbeschreibungen heraus, und dafür zu Eurem sicher recht innigen Freund Gottfried in Margarethens Haus führe. Was dem Kleinen, seit wir ihn nicht sahen, Alles begegnet ist, kann

ich mit kurzen Worten schildern. Als die beiden Knaben, Carl und Albert, an jenem Morgen so ganz unhöflich am Hause vorüber und dahin nach der Landstraße gingen, war dies der Mutter Margarethe schon sehr aufgefallen. Sie hatte alsbald im Stillen Erkundigungen einziehen lassen, erfuhr aber nichts, was ihre Neugierde zu befriedigen im Stande gewesen wäre. Da aber die Knaben den ersten, zweiten und dritten Tag, ja endlich auch nach Verlauf einer Woche nicht zurückkehrten, bekam die Gute stille Ahnung, und da sie namentlich Carls neugierigen Fragen schon oft ausgewichen war, so dachte sie wirklich bald daran, daß ihr Sohn Gottfried in kindischer Einfalt geplaudert haben könne. Sie beschied deshalb denselben eines Morgens zu sich, ermahnte ihn auf das Strengste zur Wahrheit, und begann nun ihr Examen. Der Arme wurde gleich ganz verlegen, zauderte aber doch anfänglich mit der Sprache, und gestand endlich, nachdem ihm die Mutter wiederholt versichert, daß er ohne alle Strafe und nur mit dem

Versprechen, nie wieder etwas von dem Geheimnisse ausschwatzen zu wollen, wegkommen solle. Der gute Sohn zerfloß fast in Thränen, als er von der lieben Mutter erfuhr, wie unlieb ihr dieser Vorfall sei. Wenn nur die Jungen erst zurück wären!" sagte sie immer; denn sie fürchtete, daß, wie es auch geschah, die Kinder mannigfaches Unglück treffen könne. Ein Stein fiel ihr daher auch, so zu sagen, vom Herzen, als sie eines Nachmittags die beiden Knaben in das Dorf einwandern, oder vielmehr einhinken sah. Gottfried eilte auf ihr Geheiß sogleich zur Treppe hinunter, und sprang den Freunden mit offenen Armen entgegen. Aber wie eingewurzelt blieb er plötzlich stehen: Schreckliches bot sich seinen Augen dar. — Die Nasen der beiden Knaben waren herumgedreht! —

Wie ein Lauffeuer war es im Dorf herumgegangen, daß die beiden Knaben von ihrer langen Reise heimgekehrt seien, und Alles eilte nun entweder zu Müllers oder zu Eichenbergers, um die lang entbehrten Schulkameraden zu begrüßen. Aber,

wider alles Erwarten hatten die Eltern der Kinder die Thüren fest zugeschlossen, und trotz alles Pochens, alles Bittens öffnete kein Mensch. — Die Kinder mußten unverrichteter Sache wieder abziehen, und gingen nun Alle zu Mutter Margarethen, um sich bei derselben zu beklagen. Hier erfuhren sie das schreckliche Loos der beiden Knaben, oder vielmehr der Nasen der beiden Knaben. Es wurde noch viel hin und wieder über diesen Gegenstand gesprochen, aber Mutter Margarethe schwieg jetzt gänzlich, und auch Gottfried hütete sich gar wohl, etliche Vermuthungen auszusprechen. Zum zweiten Male wollte er eine liebende Mutter nicht kränken — das vermochte ja sein treues, frommes Herz nicht. —

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Richters Eduard schmeckt unschuldig des Kantors Haselstock. — Großes Staunen und große Freude.

Der alte Kantor war wieder einmal recht kerngesund. Die Gicht, der alte, böse Plaggeist, die ihn zu Zeiten gar arg peinigte, war seit einigen Wochen gänzlich verschwunden, und er selbst zeigte sich jetzt, zur großen Freude der Kinder, durchaus nicht mehr so grämlich und mürrisch, als früher. In der letzten Zeit hatte er immer gar hübsche Geschichten erzählt und, da er früher als Soldat viele Kriege mitgemacht, so brachte er jeden Tag etwas Neues und Interessantes.

Eines Morgens aber stürmten die Kinder wie toll zu ihm in die Schule.

„Herr Kantor! Herr Kantor!“ schrie Richters Eduard, der beiläufig gesagt, wohl unter Allen der wildeste Bengel im Dorfe, dabei aber doch ein

seelensguter Junge war: „Herr Kantor, ich weiß etwas Neues!“

„Nun, nur nicht so ungestüm! Wenn Du etwas Neues weißt, und das Neue nicht gerade etwa wieder, wie immer, eine tolle Dummheit ist, so kannst Du mir es ja ganz gelassen erzählen,“ sagte ruhig der alte Kantor.

„Nun, denken Sie sich! — gestern Abend sind Carl und Albert von ihrer langen Reise zurückgekommen und rathen Sie einmal, was sie mitgebracht haben?“

„Nun, was denn? Das wird gewiß auch nicht viel sein, denn Du machst in der Regel von jeder Sache ein langes und breites Geschwätz, ohne daß viel daran ist. Wenn Du nur nicht etwa gar wieder eine Lüge ausgesonnen hast!“

„Was ich heute sage,“ versetzte ärgerlich Eduard, „ist wahr, wenn es auch noch so wunderbar klingt. Glauben Sie es nun, oder glauben Sie es nicht: Carl und Albert haben Beide verkehrte Nasen mit heimgebracht.“

Patsch — saß ein Hieb auf Eduards Rücken, Patsch, noch einer, und Patsch, noch einer. Der Kantor hatte den großen Haselstock ergriffen und Eduard flüchtete sich nun schreiend hinter den alten Bücherschrank, indem er fortwährend rief: „Und es ist doch wahr! es ist doch wahr!“

Und es war wahr. Die Thür der großen Schulstube öffnete sich und herein traten — — Albert und Carl. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr einstimmig den Kindern, denn Alle sahen wirklich die fürchterlichen verkehrten Nasen. Der Kantor glaubte zu träumen und rieb sich fortwährend die Augen, da aber alles Reiben nichts half, so fing er doch endlich an, an die Wahrheit der Geschichte zu glauben und fragte nun die beiden Gekommenen nach dem Grunde dieses Unglücks.

Sie schlugen beschämt die Augen nieder, und es wurde ihnen schwer, sehr schwer, ein Wort hervorzubringen. Doch die Furcht vor den Rübezahlschen Drohungen verlieh ihnen bald die Sprache wieder, und sie begannen nun ihre Erzählung.

So aufmerksam wie heute in der Schule zugehört wurde, war wohl noch nie zugehört worden. Alles saß Mäuschenstill auf seinem Platze; die Haare stiegen den Kindern zu Berge, und Manches sah sich scheu und furchtsam um. Selbst dem alten Kantor wurde ganz unheimlich zu Muthe, und er hat später oft erzählt, daß ihm mitten im Gewühl der Schlacht nicht so merkwürdig zu Muthe geworden sei, als bei dem Anblicke der beiden Jungen mit den verkehrten Nasen.

Als nun aber endlich die Erzählung zu Ende war, da nahm Carl sein Ränzchen vom Rücken, öffnete es, und heraus fiel der große schwere Geldbeutel. Die Kinder schauten hoch auf, als es nun an ein Vertheilen ging, und Manches sah mit trauriger Miene, daß der Beutel immer schmächtiger und schmächtiger wurde, ohne daß es an die Reihe kam. Aber Fitzliputzli hatte gut gezählt: jedes der Kinder bekam zwei Goldstücke. Als Carl und Albert fertig mit Auszahlen waren, schien es Letzterem, als sei doch noch etwas in dem

Beutel. Und wirklich hatte sich unten noch etwas Schweres verwickelt. Albert wollte schnell den Beutel hinwegstecken, aber da fiel sein Blick auf das Fenster, und hereinschauten mit entsetzlicher Gebehrde die Alte und der Fährmann aus dem Walde, Beide mit ihren Züchtigungsinstrumenten bewaffnet. Rasch griff er noch einmal in den Sack, und zog ein kleines Röllchen hervor, auf dem mit zierlicher Schrift: „An den Herrn Kantor" stand.

Dieser empfing mit klopfendem Herzen das kleine Packet, öffnete es, und hervorblickten — zehn schöne Goldstücke. Da aber stand der alte Mann auf und sagte:

„Meine Kinder, der Rübezahl ist durchaus nicht so ein böser und rachsüchtiger Geist, wie Ihr immer geglaubt habt. Er verfolgt und bestraft nur die Bösen und Lasterhaften, wie Ihr jetzt erfahren; aber die Guten sind seine Leute, darum hat er uns auch so reichlich beschenkt!" Er zog

sein schwarzes Käpplein ab, und ließ die Goldstücke hineinrollen. —

Die Kinder eilten spornstreichs zu Hause, um den Eltern das schöne Geschenk zu zeigen. —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Schluß.

Wie kamen denn aber die Beiden nach Hause? Nun, auch das sollt Ihr erfahren, meine Kleinen. Als sie Rübezahl mit fürchterlicher Kraft zum Fenster hinausgeworfen, flogen sie pfeilschnell durch alle Lüfte, so daß sie schon in der nächsten halben Stunde ganz in der Nähe ihrer Heimath niederfielen. Doch hatte es Herr Rübezahl in seiner Güte immer noch so eingerichtet, daß die beiden Schlingel keinen Schaden nahmen, sondern wohlbehalten auf einen Getreidewagen herabstürzten. Die Knechte aber, die denselben fuhren, glaubten

nicht anders, als ein böser Geist komme aus der Luft herab, und verließen daher eiligst Wagen und Pferde. Nun kletterten die Knaben herab, und gingen angstbeklommen nach dem Dorfe. Wie sie empfangen, und was dann weiter geschehen, wissen wir schon theilweise. Aber wir wissen doch noch nicht Alles.

Ihr werdet Euch erinnern, daß Kokelmok auf vieles Bitten doch endlich den Knaben Rosinen und Mandeln versprach, und auch jedem von Beiden wirklich beim Abschiede eine Düte schenkte. Diese hatten sie während der argen Luftfahrt, bei welcher sie ein rasender Hunger überfiel, geöffnet, und einige der Rosinen und Mandeln auch wirklich genossen. Aber so einen Genuß will ich allen meinen Lesern nicht wünschen. Bittere Mandeln schmecken doch gewiß ganz abscheulich schlecht, aber man kann sie füglich noch als Honig betrachten, wenn man ihren Geschmack mit dem der erwähnten, von Kokelmok geschenkten Rosinen und Mandeln vergleicht. Carl und Albert bekamen auch so entsetzliches Leib=

schneiden davon, daß sie sich in der Luft, wie die Würmer, krümmten. Glücklicherweise vergingen aber diese Schmerzen augenblicklich, sobald sie die Erde berührt hatten. —

Dann aber wird Euch auch noch bekannt sein, daß der mächtige Rübezahl außer dem Beutel mit Gold noch zwei Briefe mitgab, ohne zu bestimmen, an wen diese eigentlich abgegeben werden sollten. Die Adresse wies dies aus: — sie waren an die Väter der beiden Knaben. Es mochte wenig Erfreuliches darin stehen, denn der geizige Müller wurde bleich wie eine Leiche beim Lesen des Schreibens, während der gottlose Eichenberger nach der Durchsicht des seinigen fürchterlich wüthete und fluchte.

Carl wurde von Stund an besser, und war, noch ehe ein Jahr verging, ein so folgsamer und fleißiger Mensch, daß, als eines Abends Fitzliputzli und Kokelmok bei Freund Gottfried ihren Besuch abstatteten, dieser seinem Kameraden das aufrichtigste Lob ertheilen konnte. Carl fand aber auch

am andern Morgen beim Erwachen wieder seine Nase ganz in dem gehörigen Stande. Bei Vater Müller hatte das Rübezahlsche Warnungsschreiben nicht minder gute Früchte getragen; er war fortan durchaus nicht mehr geizig, sondern im Gegentheil ein wohlthätiger Mann, der dem Armen gern gab, und half, wo er nur immer konnte. Mutter Margarethe wurde seine innigste und treuste Freundin.

Aber, wie so ganz anders war es mit Albert. Im Anfang schien es zwar, als sei er gesonnen, dem Beispiele Carls zu folgen, und seinen Lastern zu entsagen; aber dies dauerte leider gar nicht lange. Das Lügen konnte er sich vollends gar nicht abgewöhnen, so gewiß er auch wußte, daß nach jeder Unwahrheit unausbleiblich entweder die Alte mit der Birkenruthe, oder der Fährmann mit dem Stocke erschien. Er behielt seine verkehrte Nase fortwährend. Ich habe ihn unlängst noch mit derselben gesehen.

Und Eichenberger — nun, was wurde mit ihm? Es kam bald an den Tag, daß er sein

früheres Vermögen nicht, wie er einst gesagt, von einem guten Freunde aus Ungarn erhalten, sondern, daß er dasselbe vielmehr gestohlen hatte. Neue Verbrechen wurden ihm sogar noch nachgewiesen und er kam wieder in's Zuchthaus, nachdem er vorher im Dorfe am Schandpfahle gestanden hatte. Wie ich erfahren habe, so ist er unlängst dort gestorben, und es müßte mit närrischen Dingen zugehen, wenn er jetzt nicht in Rübezahls Zauberburg unter den Spitzbuben und Räubern säße, die wir gesehen haben, und die dort für ihre Schandthaten schrecklich leiden müssen.

Der reiche, hartherzige Amtmann aber endlich, der einst mit empörender Grausamkeit die arme Margarethe aus der halb eingefallenen Hütte werfen wollte, ist jetzt sehr froh, daß ihm die gute Frau, da er ein Bettler geworden, der dort um Brot flehen mußte, wo er einst dasselbe, so zu sagen, vom Tische stahl, ein kleines Stübchen in ihrem Hinterhause angewiesen hat.

Ich aber bleibe dabei: Wer gut und fromm

ist, der genießt des Himmels reinsten Segen in vollem Maße; den Lasterhaften aber trifft Schmach und Schande schon hienieden. Gott sei ihm jenseits gnädig! —

Lidia, die Blumenkönigin.

Der Frühling war gekommen und mit ihm seine Kinder, die bunten, duftenden Blumen, die Alt und Jung erfreuen. Die Dienerinnen der mächtigen Königin Lidia zogen aus, das Schönste von Gärten und Fluren zu sammeln, denn die Beherrscherin der Blumen hatte den Befehl erlassen, ihren Blumenthron von Neuem köstlich zu schmücken, und von buntem Laubwerk ihr einen stattlichen Palast zu bauen. Von allen Seiten trug man nun Blumen und Blüthen herbei, und in Florettina, der Residenz der Blumenkönigin, häufte man Alles auf. Viele Meilen weit umher verbreiteten sich die himmlischen Gerüche der Hyacinthen, Lilien,

Rosen und der tausend anderen Blüthen, die die geschäftige Hand gebrochen. Ach, Lidia lebte so glücklich, so froh; sie genoß das Leben in allen seinen Reizen! Doch nein: ich habe zu viel gesagt. Die ungetrübte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil. Nun war Lidia zwar keine Sterbliche, sondern eine Göttin, die schon Tausende von Jahren in jugendlicher Schönheit verlebt hatte; aber sie hatte demungeachtet ihre Sorgen, ihre Aergernisse. Diese verursachten ihre beiden größten Feinde: Rekel, der Rattenkönig, und Puppina, die Regentin der Raupen. Beide waren die größten Widersacher der Blumenfreunde, und schickten tagtäglich Tausende ihrer Untergebenen aus, um die herrlichsten Wurzeln, Blüthen und Knospen zu zerstören.

Rekel, der Rattenkönig, regierte das zahllose Heer der Maulwürfe, Hamster, Ratten und Mäuse, und es bedurfte daher nur eines Winkes von ihm, um dem herrlichsten Garten und der üppigsten Aue den schönsten Schmuck zu zerstören. Hunderte von Wurzeln wurden in einer Nacht gefressen, so daß

am andern Morgen die Blüthen der Pflanze matt und welk herabhingen. Lidia hatte Rekel schon vielmals flehentlich gebeten, sein grausames Verfahren einzustellen, aber der Rattenkönig hatte immer gelacht, war dann schnell in den Palast der Blumenkönigin gekommen, und hatte auf die zudringlichste Weise um sie herumgeschwänzelt. Rekel hatte nämlich nichts Kleineres im Sinn, als die schöne Blumenkönigin zur Frau zu nehmen, und wenn ihm diese daher seines häßlichen Betragens halber Vorwürfe machte, so versprach er Alles, alles nur Mögliche, unter der Bedingung, daß Lidia ihm die Hand reiche. Daraus konnte aber nun und nimmermehr etwas werden. Erstens konnte es auf der ganzen weiten Welt keinen häßlicheren Kerl geben, als den Rattenkönig; denn nicht nur, daß sein rauhes struppiges Fell Abscheu erregte, auch sein Schwanz, in den sich immer eine Heerde kleiner Ratten und Mäuse eingebissen hatte, die Rekel auf seinen Spaziergängen alle hinter sich her schleppte, war von so widerlicher Art, daß Lidia immer

froh war, wenn Rekel wieder von dannen zog; und ferner war des Rattenkönigs Charakter von so schlechter Art, daß an ein Halten seiner Versprechungen nicht im Mindesten zu denken war.

Ihm ganz ähnlich war Puppina, die Raupenregentin. Zwar war ihr Aeußeres gar nicht übel, denn bunte Schmetterlingsflügel und anderer Flitterstaat, mit dem sie vom Kopf bis zum Fuß bedeckt war, gaben ihr ein recht komisches Ansehen, aber sie war andererseits auch wieder eine gehässige, neidische Klätscherin, die niemand, so zu sagen, die Luft gönnte und in der Schadenfreude ihr höchstes Glück fand. Vorzüglich war nun aber Lidia ihr ein Dorn im Auge; wo sie dieser nur schaden konnte, that sie dies nur zu gern und besiegte daher auch willig ihren Wiederwillen gegen Rekel, den Rattenkönig. Beide wirkten vereint zum Verderben der Blumenkönigin, und wir müssen leider berichten, daß ihnen ihr schändliches Vorhaben fast immer gelang.

Seit einem Jahre namentlich hatte sich das

Heer der Maulwürfe, Ratten und Mäuse, der Raupen und Schmetterlinge so sehr vermehrt, daß kein Schlupfwinkel auf dem ganzen, weiten Gebiete Lidia's unbeschädigt von den unsauberen Gästen blieb. Sogar in die Gewächshäuser drangen dieselben ein, und Lidia sah ihren Untergang vor Augen. Sie weinte Tag und Nacht, erneuerte immer wieder ihre Bitten bei Rekel und Puppina und bot Beiden Frieden und Freundschaft an. Aber dem Rekel war an der bloßen Freundschaft nichts gelegen, er begehrte Lidia zur Gattin, und Lidia fiel es nicht ein, ihm diesen Wunsch zu gewähren. Von nun an liefen aber tagtäglich neue Hiobsposten in der Residenz der Blumenkönigin ein und ein Garten nach dem andern wurde seiner schönsten Zierden beraubt. Lidia wandte sich an Oberon, den König der Elfen, der das Geisterregiment führte und dem sonach auch die Blumenkönigin unterthan war, aber er erklärte ihr, daß jedem der Geister sein Wirkungskreis angewiesen wäre, und daß es demnach ungerecht sei, einen derselben darin zu stören.

Meine kleinen Leser werden wohl merken, daß es mit der Regierungsweise Oberons eine ganz eigene Bewandniß hatte. —

Was sollte nun die arme Lidia thun? — Die Geister, ihre Genossen ließen ihr keine Hülfe angedeihen, sie entschloß sich daher, das Menschengeschlecht um Unterstützung anzugehen; wir wollen sehen, ob sie hier glücklicher war. —

Otto und Laura, die Kinder des Oberamtmanns Schmidt in Schladeberg, liebten sich, wie sich nur zwei Geschwister irgend lieben können. Von Jugend auf daran gewöhnt, einander nur Liebes und Gutes zu erzeigen, kam es ihnen nie in den Sinn, unbescheidene Worte zu wechseln; und in der ganzen Gegend galten daher Oberamtmanns Kinder als die folgsamsten, als die gesittetsten. Aber die Aeltern dieser Kinder belohnten auch die Tugend derselben, wo sie nur konnten. Täglich wußten sie den Kleinen neue Freuden zu bereiten, und Lust und Frohsinn waren auf Oberamtmanns Gute zu Hause. Dicht an dem herrschaftlichen

Gebäude, neben der großen, einträglichen Obstplantage, befand sich ein niedliches Gärtchen, dessen Bearbeitung und Unterhaltung den beiden Geschwistern anvertraut und übergeben war. Hier prangte die schönste Blumenflur im ganzen Dorfe. Die Kinder wandten einen großen Theil ihres Taschengeldes darauf, neben den vielen heimischen Pflanzen, auch ausländische Gewächse anzukaufen, und da Otto von dem Hauslehrer, Herrn Albani, auch in der Botanik unterrichtet wurde, so herrschte in dem Garten auch in wissenschaftlicher Hinsicht die strengste Ordnung. Im Hirtengrunde des kleinen Parkes prangte ein kleiner Salon, dessen Erdgeschoß zu einem Treibhäuschen eingerichtet war, wo außer den viele Wärme verlangenden Pflanzen auch die Handwerkszeuge und sonstigen Gartengeräthschaften aufbewahrt wurden. Die obere Etage war der Erholung gewidmet, und das Nützlichste und Unterhaltendste war hier zu finden. Eine kleine Bibliothek, vorzüglich viel naturgeschichtliche Werke enthaltend, war aufgestellt, und in einem geräumigen

Schranke wurden die vielen Gegenstände aufbewahrt, die zu einem gründlichen Unterricht der Naturgeschichte nothwendig waren. Dann aber fanden sich auch wieder die schönsten Spielsachen vor, und da sich die zahlreichen Freunde und Freundinnen der beiden Geschwister fast jeden Abend hier einfanden, so war tagtäglich ein kleines Kinderfest in Oberamtmanns Garten. — Angeführt von Laura, gingen dann die Mädchen im Gärtchen umher und pflückten Blumen und Sträuße, und wanden Kränze für die Eltern, während die Knaben entweder militärische Uebungen unternahmen, oder sonst ein unterhaltendes Spiel trieben. Das schönste Bild der Eintracht war hier zu schauen. Kein unfreundliches Wort wurde hörbar, und Zwistigkeiten, die sich nur selten erhoben, wurden in der Regel sofort geschlichtet. Alle nahmen sich aber auch Otto und Laura zum Muster, und das Streben Aller ging dahin, so gut, so tugendhaft zu werden, wie diese beiden Kinder.

An diese beschloß die Blumenkönigin Lidia sich

zu wenden; von diesen hoffte sie Hülfe und Rettung aus der schweren Noth und Sorge. Sie legte deshalb ihren Plan sehr geschickt an, und betrug sich sehr klug, indem sie Otto und Laura erst selbst den Schmerz empfinden ließ, den ihr Puppina und Nekel verursachten.

Eines Morgens, als Oberamtmanns Kinder ganz in der Frühe in ihr Gärtchen traten, bemerkten sie eine traurige Verwüstung. Lauras Lieblingsblume, die schön blühende Hortensie, beugte welk und demüthig das Haupt; ihr herrlicher Farbenschimmer war verschwunden. Unten am Fuße der buschigen Pflanze befand sich ein kleiner, frisch aufgeworfener Erdhaufen, der den Hauptstamm derselben ganz an die Seite gedrängt hatte. Die Geschwister gingen weinend zur Mutter und klagten dieser das Unglück; der Vater untersuchte den Schaden und erklärte beiden endlich, daß es um die Hortensie geschehen sei. „Ein böser Maulwurf," sagte er, „hat sich in Euern Garten eingeschlichen, und es muß Alles mögliche angewendet werden,

um den unsaubern Gast zu vertreiben, sonst ist noch mehr von ihm zu fürchten. Zieht sorgfältig die kleinen Pflänzchen, die um die Hortensie stehen, aus dem Boden; wir wollen dann ein tiefes Loch graben, und so uns des gefährlichen Feindes bemächtigen.

Die Kinder thaten, wie ihnen geheißen. Die Erde ringsum wurde sorgfältig befeuchtet, und dann die kleinen Stauden eben so behutsam aus derselben herausgehoben. Der Vater ergriff dann Hacke und Spaten, und ehe eine kleine halbe Stunde verging, war man schon bis an den Schlupfwinkel des grauhaarigen Gesellen gekommen. Er sträubte sich hartnäckig, schlug um sich herum, und biß vor Zorn in die Erde; aber es half ihm Alles nichts: er hatte das letzte Futter im Leibe. Otto machte ihm mit drei gewaltigen Stockschlägen das Garaus; dann wurde ihm das Fell abgezogen, und Letzteres nagelte Otto an eine kleine Stange, die er mitten im Garten aufsteckte. Dabei sagte er:

„Dies soll ein Warnungszeichen für die übrigen

seiner Genossen sein, damit keiner es wieder wage, sich so unberufener Weise an unserm Eigenthume zu vergreifen."

Aber es half nichts. — Sei es, daß die Maulwürfe die Warnung außer Acht ließen, oder sei es auch — was ich am meisten glaube — daß sie gar nicht lesen konnten, kurz, schon am andern Morgen fanden sich wieder frische Erdhaufen, und verschiedene andere Anzeichen bewiesen, daß mit den Maulwürfen noch eine andere Sorte gefährlicherer Thiere, nämlich Mäuse im Garten eingezogen waren. Die Kinder waren ganz außer sich vor Schreck; doch verloren sie noch nicht den Muth, sondern gingen rüstig an die Arbeit. Da wurden Löcher gegraben, Fallen aufgestellt, Gift ausgesetzt, und so mancher rauhe Vierfüßler verlor an diesem Tage sein Leben. Hans, der Knecht, mußte auf des Oberamtmanns Befehl in der nächsten Nacht, mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet, wachen, und erhielt den Auftrag, auf das strengste den kleinen Zaun zu durchstöbern, mit einer unförmlichen Klap-

per fortwährend Geräusch zu machen, und Alles zu erschlagen, was auf vier Füßen in den Garten gekrochen käme. Dies wirkte; es ließ sich in dieser Nacht weder Maulwurf noch Maus sehen. Aber, wo es übel hergeht, da folgt ein Unglück auf das andere: an der Stelle der Säugethiere kamen nun die Insekten, und zwar die unter der Herrschaft der Königin Puppina gehörigen Raupen. Alle Bäume, Sträucher und Stauden des Gartens waren am Morgen von ihnen überdeckt, und die häßlichen Thiere hatten auch in einer Nacht so viel Nahrung zu sich genommen, daß man kaum noch ein grünes Blatt bemerkte. Neuer Schmerz, neue Trauer! das Verderben des Gärtchens war gewiß. Keine frische Blume blühte mehr in demselben, und keine Knospe war unversehrt geblieben. — Otto und Laura traten die Raupen zu Tausenden todt; aber dies konnte nichts nützen, denn die Anzahl der Thiere gränzte ans Unglaubliche, so daß ihre gänzliche Ausrottung rein unmöglich war. Die armen Kinder mußten sich in das traurige Schicksal fü-

gen, und den Genuß ihres Gärtchens für dieses Jahr gänzlich aufgeben. Die Bücher und Spielsachen wurden aus dem Gartensaale in des Vaters Wohnstube geschafft, und der Garten blieb nun unbesucht.

Drei Tage waren auf diese Weise vergangen, als die fröhliche Jugend des Dorfes sich eines Abends in der Wohnung des Oberamtmanns versammelte, um hier, in Gemeinschaft mit Otto und Laura, einige fröhliche Stunden hinzubringen. Die Eltern der Letztern waren nicht zu Hause, sondern zu einer Kindtaufe auf das benachbarte Dorf gegangen, von der sie auch erst am nächsten Morgen zurückzukehren gedachten. Die Kinder hatten auf diese Weise freien Spielraum, und daß es daher wo möglich auch fröhlicher und toller zuging, als immer, brauche ich wohl nicht erst zu erwähnen. Auch wurde das Zusammensein etwas über die Gebühr ausgedehnt, und es fehlte wirklich nicht viel an der Mitternachtsstunde, als es im Hause erst anfing ruhig zu werden. Otto und Laura traten

eben in ihr Schlafgemach, als es zwölf schlug, und waren so ermüdet, daß ihnen schon beim Entkleiden die Augen zufielen. Sie schliefen bald ein; doch wachte Eines von ihnen eben so bald wieder auf. Ein erhebliches Geräusch im Garten wurde hörbar und Otto vernahm eine pfeifende, singende Stimme, die sich von Augenblick zu Augenblick verstärkte. Auch schien der helle Strahl eines Lichtes vom Garten herauf in das Schlafgemach, und mitunter wurden derbe Tritte vernehmlich. Otto, der muthig und nie furchtsam war, sprang zuerst aus dem Bette und trat an das Fenster — das Wunderbarste bot sich hier seinen Augen dar! Ganz am Ende des Gartens stand eine phantastisch gekleidete, mit Hunderten von Schmetterlingsflügeln angeputzte, weibliche Gestalt, die mit der einen Hand eine grellrothbrennende Laterne hielt, während sie mit der andern oft in einen großen Sack griff und dann etwas ausstreute, das Otto nicht recht erkennen konnte. Erst später gewahrte er zu seinem höchsten Schrecken, daß es Raupen waren, die das weib-

liche Ungethüm mit merkwürdiger Geschäftigkeit ausschüttete. Doch das war noch nicht Alles. Dem Weibe gegenüber kauerte ein großes, fast einem Schweine ähnliches, vierfüßiges Monstrum mit feurigen Augen und struppigen, igelartigen Haaren. Hinter ihm dehnte sich sein ungeheurer, fast zehn Ellen langer Schwanz, dessen Ende bis in den vorbeifließenden Bach reichte. An ihm kletterten unaufhörlich Maulwürfe, Ratten und Mäuse empor, und verbreiteten sich dann im Schwarm über den ganzen Garten. Das Weib pfiff und sang fort, während das schwarze Thier durch ein widerliches Quiken seine Freude zu erkennen gab.

Otto wurde zuerst blaß beim Anblick dieser gespenstigen Scene, und ein frostiger Fieberschauer durchschüttelte seine Glieder; doch bald machte das Gefühl der Furcht dem des Zornes Platz, und eine Röthe übergoß sein Gesicht. Schon wollte er hinunter eilen, um mit Steinwürfen das abscheuliche Paar aus dem Garten zu vertreiben; da besann er sich, daß es wohl gerathener sei, vorher Laura zu

wecken, um ihr das merkwürdige Abenteuer mitzutheilen. Leise trat er an das Bett der geliebten Schwester und rief ihren Namen; das gute Mädchen wußte nicht, wie ihr geschah, als sie den zornigen Bruder vor sich stehen sah.

„Steh' auf, Laura," sagte er, ich habe die beiden Frevler entdeckt, die es sich unterstehen, unser Gärtchen zu zerstören. Steh' auf, meine gute Schwester, und überzeuge Dich von der Wahrheit meiner Worte."

Laura folgte, und auch sie sah jetzt die arge Bescheerung.

„Was sollen wir nun thun?" fragte halb laut Otto. „Soll ich hinuntergehen und den Knecht Hans wecken, damit er vereint mit uns gegen die beiden grimmigen Feinde losziehe, oder sollen wir selbst den Kampf mit ihnen bestehen? Ich habe immer gehört, daß ein Weib leicht in die Flucht zu schlagen sei; doch mit dem grauen Langschwanz da — — — halt! jetzt fällt mir etwas ein. Unten in dem Hausflur hängt Hansens geladene

Flinte; die wollen wir mitnehmen, und wenn das garstige Thier nur eine Miene zur Vertheidigung macht, schieße ich es Knall und Fall nieder!"

Die letzten Worte sprach der Kleine mit dem Muthe eines wahren Helden. Hastig zog er die noch immer starrstehende Laura hinter sich her, und bald traten die Kinder bewaffnet in den Garten. Doch — Weib und Ungethüm waren verschwunden, und es war eine Stille, wie im Grabe; höchstens, daß hie und da ein muthwilliger Maulwurf im Grase raschelte. Schon wollten die Kinder sich wieder entfernen, als eine neue Erscheinung ihr Augenmerk auf sich zog.

Eine sanfte, stille Musik, wie aus den Sphären des Himmels herniedertönend, erklang aus den Räumen des Gartensalons, und die lieblichsten weiblichen Stimmen waren dazwischen hörbar. Wie mit einem Schlage war aber auch der Gartensalon auf das Brillanteste beleuchtet, und bunte Flammen brannten aus allen Fenstern; vor allen Bäumen des Gartens stiegen Lichter empor, und große Bogen

und Reifen von Guirlanden waren wie aus der Erde gezaubert. — Otto und Laura traten staunend zurück; da öffnete sich die kleine Thür des Salons und heraustrat — Lidia, die Blumenkönigin, geführt von ihren beiden schönsten Dienerinnen. Sie winkte den beiden Geschwistern, näher zu treten, und als diese mit klopfendem Herzen ihren Wunsch erfüllt hatten, richtete sie folgende Worte an sie:

„Ihr werdet Euch wundern, meine kleinen Freunde, wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Euch einen Besuch, und noch dazu einen solchen, zu so unpassender Stunde, mitten in der Nacht abzustatten. Schon oft werdet Ihr gewiß von mir, der Blumenkönigin Lidia, gehört haben. Man wird Euch auch gesagt haben, daß ich in meinem Lande der Blumen überglücklich, ohne Kummer, ohne Sorge und Aerger lebe. Aber es ist leider nicht immer Alles wahr, was die Leute sagen. Ach! ich habe nur zu oft meine traurigen, meine schmerzlichen Stunden. Wie die Menschen sich nicht alle gleich, nicht alle gleich freundlich und

gut sind, so ist es auch bei uns im Geisterreiche. Eines lebt immer dem andern zum Aerger, und selten, nur sehr selten trifft man einen ächten, wahren Freundschaftsbund. Ich habe zwei Freundinnen, die es redlich mit mir meinen: Blanka, die Königin der Tauben und Elwira, die Königin des Gesanges; die andern Alle sind mir abhold, und schmeicheln nur um mich herum, wenn sie die Blumen zu ihren Festen und Feierlichkeiten wünschen. Zwei Feinde habe ich aber, die Tag und Nacht darauf denken, mich bis aufs Blut zu kränken und zu quälen. Sie heißen: Rekel, der Rattenkönig, und Puppina, die Beherrscherin der Raupen. Ihr habt sie vorhin gesehen, meine Kleinen, — es sind dieselben, die die arge Verwüstung in Eurem Gärtchen angerichtet haben. Diese Beiden zerstören meine schönsten Blumen, wie sie es Euch gethan, und namentlich in der letzten Zeit haben sie es darauf angelegt, meinem Reiche ein gänzliches Ende zu machen. Ich habe dem Elfenkönig Oberon, der uns Alle beherrscht, meine Noth ge-

klagt; aber er thut der Sache keinen Einhalt, und will sich nicht mit Rekel und Puppina verfeinden. Was kann ich nun thun? Die Geister helfen mir nicht, darum sollen die Menschen meine Retter werden. Ich habe Euch, meine Kleinen, dazu ausersehen. So erfahret denn auch, daß ich die Schuld davon trage, daß Rekel und Puppina ihre Schaaren über Euer unschuldiges Gärtchen sandten, und so Eure schönste Freude vernichteten. Ich wußte, daß die beiden Unholde den fruchtbaren Landstrich der hiesigen Gegend noch nicht kannten und folglich auch noch nicht das Verderben über denselben ausgesandt haben konnten; ich wußte ferner, daß Euch Euer Gärtchen das Liebste und Angenehmste auf Erden war. Und doch, werdet Ihr fragen, hast Du uns um unsere schönsten Hoffnungen betrogen, hast unsere köstliche Freude vernichtet? Fürwahr, wir hätten der Blumenkönigin Lidia nicht so viel Liebloſigkeit zugetraut. — Gut. Ihr mögt Recht haben, meine Kleinen; aber auch ich habe recht gehandelt, denn der Schaden, den ich Euch

verursacht habe, soll zehnfach, soll hundertfach ersetzt werden. Bevor dies aber geschieht, müßt Ihr mir beistehen gegen Rekel und Puppina. Ihr könnt dies; es liegt in Eurer Hand, mich wieder glücklich zu machen."

Die Kinder sahen die trauernde Blumenkönigin fragend an, sie aber fuhr fort:

„Von morgen an laßt ihr die Schaaren der Maulwürfe, Ratten und Mäuse, so wie die Raupen ungehindert in Eurem Garten wirthschaften. Ich selbst werde immer das, was sie während einer Nacht zerstörten und zerfraßen, am andern Morgen wieder herrlicher und frischer wachsen lassen, damit die Thiere nicht von dannen ziehen, und Rekel und Puppina immer Gelegenheit gegeben wird, jeden Tag neue Schwärme ihrer Unterthanen herbeizuführen. Ihr sammelt unterdessen die schönsten Blumen und Pflanzen, wo Ihr ihrer nur immer habhaft werden könnet, und stellt alles fein und zierlich in Eurem kleinen Gewächshause auf. In dem Boden des Letzteren grabt Ihr aber Löcher, die

nach außen führen, so daß Maulwurf und Ratte ohne große Mühe ihren Einzug in das Innere halten können. Sodann öffnet ihr die obern Fenster der Orangerie, und steckt lange Zweige und Aeste so hinaus, daß die Spitzen derselben mit dem Laube der Bäume zusammentreffen, und so eine bequeme Brücke für die Raupen bilden. Rekel und Puppina nebst Gefolge werden bald bemerken, daß im Innern des Gewächshauses ein guter Schmaus zu halten ist, und ehe Ihr es Euch recht versieht, wird die Zerstörung in der Orangerie beginnen. Sobald Ihr dies am Morgen bemerkt, stellt Ihr fein und behutsam starke Eisendrahtschlingen auf, und versteckt Euch in der nächsten Nacht im Garten. Rekel, der Rattenkönig, ist, beiläufig gesagt, das dümmste Vieh im Geisterreiche, und seine unausstehliche Gefräßigkeit wird ihn die Grube nicht merken lassen, die man ihm gegraben. Sobald Ihr ein ängstliches und entsetzliches Quieken und Brummen vernehmt, könnt Ihr auch gewiß sein, daß das Ungethüm gefangen und in Eurer Hand

ist. Die Raupenregentin Puppina wird dann jedenfalls durch die von Euch offengelassene Thür ihrem treuen Kumpan zu Hülfe eilen, und Ihr braucht dann blos schnell die Thür zu verschließen, um auch sie gefangen zu nehmen. Was ihr dann mit den Beiden unternehmen wollt, überlasse ich Euch gänzlich. Tödten könnt Ihr sie nicht, denn die Geister sind bekanntlich unsterblich aber eine tüchtige Tracht Prügel kann Beiden nichts schaden. Die Hauptsache ist, daß Ihr, bevor Ihr die beiden Frevler wieder in Freiheit setzt, nicht vergeßt, Euch von denselben auf Geisterehrenwort folgendes versprechen zu lassen:

Fürs Erste müssen Rekel und Puppina mit mir Friede und Freundschaft halten, dürfen nie etwas von meinem Eigenthum ohne meine ausdrückliche Erlaubniß verzehren, da ich Ihnen die Landstriche anweisen werde, wo sie und die ihrigen sich künftig nothdürftig satt essen können. Sodann aber dürfen sie Euch und Euerm Gärtchen nie und nimmermehr zu nahe kommen. — Seid vorsichtig und

klug, damit das Werk gelinge; zum Lohn dafür sollt Ihr von mir stets die schönsten Blumen und Pflanzen empfangen. Lebt wohl, und vergesset nicht, daß die Freundschaft der Blumenkönigin mehr werth ist, als alle Schätze und Freuden der Erde!"

Nachdem Lidia dies gesprochen, ertönten die wunderlieblichen Klänge wieder; eine blendende Wolke, von Schwänen gezogen, lagerte sich auf dem Gärtchen, und die Blumenkönigin verschwand im dichtesten Nebel. Binnen wenigen Minuten war es im Garten still und öde wie vorher, und kein Lüftchen regte sich. Die Kinder schlichen, ohne ein Wort zu sprechen, in ihr Schlafkabinet zurück, und sanken bald in einen tiefen Schlummer. —

Am andern Morgen aber machten sie sich an die Arbeit. Da wurden Löcher gegraben und Schlingen geflochten, Blumen gesammelt, und im Gewächshause vorschriftsmäßig Alles eingerichtet.

Es verging nun eine geraume Zeit, ehe das wichtige Werk unternommen werden konnte. Lidia hielt redlich ihr Versprechen; jeden Morgen prang-

ten die während der Nacht abgefressenen Blumen und Pflanzen wieder in neuer Pracht, und Mäuse und Raupen bekamen nun wieder von Neuem zu thun. Aber mit jedem Tage nahm nun auch ihre Anzahl zu, und der Oberamtmann, den die Kinder auf Lidias Wunsch nicht mit in das Geheimniß gezogen hatten, schüttelte bedenklich den Kopf bei der gefährlichen Zerstörung. Merkwürdigerweise blieben alle angrenzenden Felder und Gärten von den gefräßigen Thieren verschont, und es war somit das Unglück in dem Gärtchen als ein wahres Wunder zu betrachten. — Rekel und Puppina erschienen fast in jeder Nacht in dem Garten, nicht ahnend, daß Verrath ihrer lauere, nicht wissend, daß Otto und Laura sie insgeheim beobachteten. Endlich, endlich, kam der ersehnte Tag; die Aeltern der beiden Geschwister waren auf einige Tage in die Stadt gefahren, und die Sache konnte nun am besten in das Werk gesetzt werden. Die Blumenkönigin Lidia war den Kindern in der Nacht vorher noch ein Mal erschienen, hatte sie noch ein

Mal zur Vorsicht und Klugheit ermahnt, hatte aber auch ihre glänzenden Versprechungen wieder erneuert. —

Der Mond stieg herrlich am Firmamente empor und warf sein blasses Streiflicht in das üppige Thal, wo des Oberamtmanns Dörfchen stand. Die Bauern lärmten noch in der Schenke, und in jedem Hause war noch Freude und Leben. Otto und Laura kehrten eben aus dem Gartensalon zurück, wo sie die letzten Vorrichtungen getroffen, und setzten sich nun still in das Schreibzimmer des Vaters, nachdem sie noch vorher dem Knechte Hans anbefohlen hatten, Niemand für heute einzulassen. Die jugendlichen Freunde und Freundinnen wurden abgewiesen, und zogen traurig von dannen, denn sie hatten sich heute Abend absonderlich auf die Zusammenkunft in Oberamtmanns Hause gefreut, da das Wetter herrlich, wunderherrlich war. Die Stunden rannen indeß langsam dahin, denn die Zeit ging ihren bleiernen, gemessenen Schritt, viel zu träge für die beiden harrenden Kinder. Diese

zählten die Minuten, und Beide athmeten gleichzeitig tief auf, als endlich elf dumpfe Glockenschläge von dem kleinen Kirchthurm hallten. Die letzten Gäste gingen nun aus der Schenke heim, und in den Wohnhäusern erlosch ein Licht nach dem andern; der Wächter allein stieß von Zeit zu Zeit in sein hohles Horn, und nickte dann gemächlich auf einem Steine des Dorfes ein, da er es mit dem Stundenabrufen durchaus nicht so genau nahm. —

Im Gärtchen wollte sich indeß noch immer nichts zeigen, und eine gute Stunde verging, ehe man nur ein Geräusch vernahm. Endlich plätscherte es leise in dem nah gelegenen, uns schon bekannten Bache und bald zeigte der heftige Wellenschlag an, daß der Rattenkönig Rekel sich nahe. Auf seinem Rücken saß Puppina, die Raupengeneralin und pfiff und sang ihr widerliches Lied. So wie dies böse Paar das diesseitige Ufer erreicht hatte, begann es auch seinen Vernichtungskrieg. Die vierfüßigen Feinde zogen in Schaaren auf Rekels breitem

Schwanze daher und Puppinas Hand streute heute ganze Haufen häßlicher Raupen aus.

„Frau Gevatterin," sagte nach einer guten Weile Rekel, indem er sich freundlich zu Puppina wandte, „was meint Ihr dazu, wenn wir ein Mal nachsähen, was die Menschen dort in dem Gewächshause verborgen haben. Ich wollte mein Fell sammt dem Schwanze verwetten, daß dort erst die wahren Leckerbissen für uns verborgen sind."

„Hm, hm," meinte die böse Freundin, „man kann nicht wissen; doch wie sollen wir hinein kommen? Die vordere Thür ist in der Regel verschlossen, und einen andern Eingang weiß ich nicht."

„Ha, ha, ha," lachte der Rattenkönig, „wenn es weiter nichts ist — für das Hineinkommen laßt mich Sorge tragen. Hab' ich doch scharfe Nägel an den Füßen, und mein Mund (meine kleinen Leser sehen, daß Rekel auch eitel genug war, seine garstige Schnauze für einen Mund zu halten) wird und muß das Uebrige thun."

Der Rattenkönig besann sich, nachdem er diese

Worte gesprochen, auch nicht mehr lange, und fing nun an, mit Schnauze und Füßen ein großes Loch zu graben. Schon war er halb damit fertig, als sich ihm Raffzahn, sein erster Minister, und befehlender General aller Ratten, nahte.

„Was thut Ihr hier, Herr König," sagte dieser verwundert, „Ihr arbeitet ja, daß Euch der Schweiß vom Körper herabrinnt?"

„Schweig Wurm! Sklave!" antwortete die Majestät; „bist Du blind, Esel, daß Du nicht siehst, wie ich hier ein Loch grabe?"

„Ei, das sehe ich wohl," versetzte Raffzahn wieder, „aber ich sehe auch, daß Eure Mühe ganz unnütz ist. Geruhet nur, Euch gnädigst hinter das Haus zu begeben, und Ihr werdet dann gewiß die drei großen Löcher bemerken, die vermuthlich einer der Unsern gewühlt hat, und die auf die bequemste Weise in das Innere des Gewächshauses führen."

Rekels Antlitz, oder vielmehr Rekels Fratze, nahm den Ausdruck der Freude an; denn Arbeit gehörte auch nicht mit zu den Haupttugenden des

Rattenkönigs. Er begab sich sogleich an die beschriebene Stelle, wo er auch wirklich die drei Löcher fand. Nachdem er sich das größte derselben ausgesucht hatte, trat er seine Wanderung an, und bald ragte nur noch sein bandwurmartiger Schwanz aus der Tiefe herauf. Aber o Entsetzen, jetzt war es um ihn geschehen. Mit einem Male ward sein fürchterlich kreischendes Gequike hörbar, und Puppina, die unterdessen ruhig ihr Geschäft fortgesetzt hatte, ahnte sogleich, daß ihm ein Unglück widerfahren sei. Sie rannte schnell herbei, vermochte es aber nicht, in das Loch hinabzukriechen. In der größten Angst lief sie nun um den Gartensalon herum und fand — die Thür desselben offen. Mit einem Satze war sie hinein, aber — ein schallendes Gelächter wurde hörbar, die Thür flog zu, der Schlüssel im Schlosse knarrte, und — auch die Raupenkönigin war gefangen. Puppina gebehrdete sich wie eine Wüthende, rannte mit dem Kopfe gegen die Thür, schrie, nach Art der bösen Weiber, fürchterlich; aber nichts half. Gescheuter hätte das

thörichte Geschöpf gethan, wenn sie erst die Schlinge ihres Freundes Rekel gelöst, und dann mit diesem gemeinschaftlich Maßregeln zu ihrer Befreiung getroffen hätte, aber Puppina hatte gleich zu sehr den Kopf verloren, und der Rattenkönig war, wie schon erwähnt, ein dummes Vieh.

Otto und Laura hatten sich indeß mit derben Stöcken, Ersterer sogar noch, um dem schlimmsten Falle vorzubeugen, mit Hansens Flinte versehen, und so bewaffnet drangen sie in das Gewächshaus ein. Puppina, die recht gut begriff, was hier geschehen sollte, warf sich schreiend den beiden Kindern zu Füßen, und heuchelte die schönsten Worte, die verächtlichsten Liebkosungen, um ihrem Schicksale zu entgehen; aber es war Alles vergeblich, — die böse Raupenkönigin bekam ihre tüchtigen Schläge. Noch schlimmer ging es dem Rattenbeherrscher Rekel. Derselbe behielt kein heiles Fleckchen am ganzen Leibe. Zwar sträubte er sich gar entsetzlich, spuckte und kratzte unaufhörlich um sich her; doch er war ja gefesselt, und somit von seinen

scharfen Krallen, seinen spitzigen Zähnen nichts zu fürchten. Erst, als Ottos Kräfte gänzlich erschöpft waren, beendigte er seine scharfe Züchtigung. — Nun sollten die Beiden das uns schon bekannte, von der Blumenkönigin Lidia verlangte Versprechen leisten. Anfänglich weigerten sich beide standhaft, denn sie sahen nur zu gut ein, daß es dann mit ihrer Herrschaft nicht weit mehr her sein würde; doch als Otto von Neuem den Stock erhob, und dann sogar den Hahn der Flinte spannte, da wich ihre Halsstarrigkeit, und sie versprachen Alles, Alles, auf Geisterehrenwort. Nun löste Laura dem bösen Nekel die Schlinge, die Thür wurde geöffnet, und im Nu flogen Beide hinaus, nachdem Jedes noch einen Hieb als Laufpaß erhalten hatte. Der Rattenkönig hatte in aller Angst nicht daran gedacht, die Seinigen mitzunehmen, und die kleinen Vielfraße stürzten nun wie toll hinterher. Da weder Maulwurf, noch Ratte*), noch Maus schwimmen konnte, so war die natürliche Folge, daß sie alle, Keines

*) Wasserratten waren nicht dabei.

ausgenommen, im Bache ersoffen. Die Raupen hingegen verschwanden auf andere Weise.

Als mit Anbruch des Tages die beiden Kinder wieder in den Garten traten, prangte Alles aufs Prächtigste, und Blumen aus allen Ländern, die unter der rauheren Zone Deutschlands gar nicht fortkommen, waren in köstlichster Blüthe zu schauen. Die Blumenkönigin Lidia hatte Wort gehalten. An der Erde umher lagen aber, zahllos, wie Sand, die todten Raupen und Otto und Laura hatten den ganzen Tag über zu thun, ehe sie die häßlichen Thiere alle aus dem Garten schafften. —

Jetzt aber erzählten die Kinder auch den lieben Eltern das gehabte, wunderbare Abenteuer. Der Vater lächelte zwar anfänglich sehr ungläubig, und selbst die Mutter, die sonst immer eher an ein Wunder glaubte, nahm die Geschichte nicht gleich für reine Wahrheit; doch als sie selbst die Schönheiten im Garten sahen, da wurden sie nachdenkend, und suchten die Begebenheit zu ergründen. Die Kinder schmerzte es sehr, daß ihnen die Eltern

nicht, wie immer, unbedingt Glauben schenkten, und Laura weinte tagtäglich.

Da erschien eines Abends, als die ganze Familie auf den grünen Rasenbänken im Garten saß, die Blumenkönigin Lidia wieder, und half Allen aus der Verlegenheit. Ihr Freude strahlendes Antlitz verkündete, daß ihr Kummer ein Ende genommen habe, und herzlich dankte sie Otto und Laura für die bewiesene Vorsicht, für den ausdauernden Muth. —

Noch heute aber bleibt jene Gegend von dem häßlichen Ungeziefer befreit, und, wie an keinem andern Orte, grünen und blühen hier die Blumen, Früchte und Gräser. Die Blumenkönigin Lidia ist noch immer die Schutzgöttin des lieblichen Thales.

Der Zigeunerknabe.

1.

Die Geige klagt im dunkeln Hain,
Die Cymbel jauchzt so wundertönig,
Da sitzt auf einem grauen Stein
Der lockige Zigeunerkönig.

Carl Bock.

„Und wenn es dennoch wahr wäre?“ sagte Ralph, der blondlockige Tambourinschläger, indem er zuversichtlich in dem dichten Kreise seiner Genossen umherschaute; „wenn es dennoch wahr wäre? O, glaubt mir sicher, ich habe mir des Grafen Züge gemerkt, wie keiner von Euch, und . . . ja, ja, ich sah ihn heute — gewiß sah ich ihn; sagt, was Ihr wollt!“

„Du kannst Dich täuschen, mein Junge,“ versetzte nach einer Pause Konradin, ein ältlicher

Mann, dessen geröthetes Gesicht zur Genüge zeigte, daß der Wein nicht des Alten Feind war. „Sag' nur, wie sollte der Graf hierher kommen, hierher, wo im Umkreise von drei Meilen nichts als Bettler wohnen, elendes, armes Volk, das uns als Gäste nur gern sieht, während man uns an jedem andern Orte verfolgt und verbannt? Sei kein Narr, Ralph, und schlag fröhlich Dein Tambourin, daß die Blätter zittern und kein Käuzchen in seinem Versteck zu bleiben vermag!"

Ralph schwieg, aber seine Miene zeigte, daß des Alten Worte ihm keineswegs Trost eingeflößt hatten; er schien im Gegentheil noch immer in der gefaßten Meinung zu beharren. Man sprach nicht mehr von diesem Gegenstande in der Gesellschaft, fröhliche Zigeunermädchen erschienen, und die Tafel wurde auf dem grünen Grasteppich der Wiese gedeckt. Vater Konradin füllte seinen weiten Zinnkrug bis an den Rand, und der Jubel war bald allgemein.

Ganz vorn, im Vordergrunde dieser Scene

spielten drei Kinder im Schatten einer gewaltigen Eiche mit messingenen, glänzenden Kugeln, die sie sich wechselweise zuwarfen. Es gab viel Scherz dabei, denn das kleinste der Kinder, ein braunes Mädchen, von vielleicht sechs bis sieben Jahren, streckte immer vergeblich die kleinen Händchen nach den fliegenden Kugeln aus; letztere nahmen in der Regel eine andere Richtung, und fielen dann weit von dem armen Kinde nieder. Marra, die älteste Schwester, schien sich darüber zu ärgern, denn sie zog in der Regel ein merklich schiefes Mäulchen, sobald die Kleine einen Fehler machte; nicht so aber Ottomar, der nur schelmisch bei solcher Gelegenheit lachte. Das Spiel mochte schon eine Weile gedauert haben, denn die mehrerwähnte Kleine hatte schon wiederholt geäußert, daß sie müde, sehr müde sei; nur Marra zeigte sich immer noch flink, und machte fast dem flinken Ottomar den Rang in der Geschicklichkeit des Kugelwerfens streitig.

„Nun, so sei es denn gut," begann endlich Letzterer, indem er den letzten Messingball auffing,

und in seiner kleinen Gürteltasche barg, „wir haben uns nun genug geübt, und ich glaube gewiß, daß Ralph uns morgen sein Lob ertheilen wird, wenn wir ihm die erlernten Kunststücke vorspielen."

„Hm, hm," versetzte lächelnd Marra, indem sie zu gleicher Zeit wieder ein Mäulchen schnitt, „ich . . . nun ich glaube es nicht. Du scheinst überhaupt nicht viel Lust zum Kugelwerfen zu haben, und weiß doch, daß uns solches ernähren muß."

„Nein wirklich, ernähren muß, das weiß ich nicht," antwortete sehr ernst Ottomar. „Die alte Ossi, die mir so gut war, und die der Zigeunerkönig ausgestoßen hat, weil sie nicht mehr gut gehen konnte, erzählte mir immer, daß sie sonst Gürtel für die Mädchen aus Perlen gereihet, und Pfeifenköpfe für die jungen Burschen aus Holz geschnitten, dann aber in den Dörfern und Städten verkauft und damit recht viel Geld verdient habe."

„Wenn es wahr ist," meinte fast verächtlich Marra. „Die alte Ossie log auch immer. Einst,

als ich sie fragte, was das für ein großes Haus wäre, das wir einige Tage vorher in einer kleinen Stadt gesehen hatten, und was die beiden Thürme auf demselben zu bedeuten hätten, da sagte sie: Das Haus ist eine Kirche, ein Gotteshaus, in dem die Frommen beten, und dem Herrgott, ihrem Schöpfer danken, daß er immer so väterlich für sie sorgt. — Ich fragte sie dann weiter: wer ist denn dieser Herrgott? Aber sie fing an zu weinen, und gab mir keine Antwort. Der alte Konradin, dem ich später den Vorfall erzählte, lachte aus vollem Halse, und rief: „Die alte Ossi hat Dir nur etwas weiß machen wollen.“ So ist es, Ottomar.“

Ottomar schwieg einen Augenblick; dann aber sagte er treuherzig: „Und die alte Ossi war doch eine gute Frau.“

Weiter wurde das Gespräch der beiden Kinder nicht forgesetzt, denn in demselben Augenblicke erschien Ralph, um die drei Kleinen zum Essen zu führen.

„Nun, wie geht's mit dem Kugelwerfen?" fragte er freundlich, indem er sich an Marra wandte, die schmeichelnd seine Kniee umschlang.

„Gut," sagte Ottomar, „nur mit der kleinen Rezia will es noch nicht recht gehen; das arme Kind vermag mit den kleinen Fingerchen nicht die für sie zu großen Messingbälle zu fangen. Ich glaube, es wäre besser, wenn wir sie vor der Hand noch mit dem Erlernen dieser Kunststücke verschonten. Wenn sie erst älter ist, wird sie gewiß auch besser lernen."

„O seht doch," erwiderte spöttisch Ralph, indem er Marra, seinem Liebling, die Wangen sanft strich, „seht doch wie altklug der Junge spricht. Aus Dir spricht ein hochmüthiger Trotzkopf; das muß anders werden, Rubo!

„Ich heiße nicht Rubo," sagte schnell Ottomar.

„Wie anders?" rief fast zornig Ralph. „Wer hat Dir weiß gemacht, daß Du Ottomar heißt. Ich sage Dir, daß man Dich künftig Rubo, und

niemals anders rufen wird. Wer hat Dich gelehrt, mir zu widersprechen?"

„Ach, die gute alte Ossi hat mir so oft gesagt, daß — —

„Schweig, die gute, alte Ossi war eine Närrin, eine Lügnerin, die Merito, unser Herr und Gebieter, mit Recht zum Henker gejagt hat, weil sie eine Betrügerin, eine Heuchlerin war, die uns Allen den Untergang bereiten konnte. Junge, ich rathe Dir, die alte Ossi zu vergessen, wie Du überhaupt nicht mehr an den Namen Ottomar denken wirst. Du bist und bleibst — ich sag' es noch einmal — Rubo."

Der arme Knabe wagte es nicht, zu widersprechen. Gern hätte er seine alte Freundin, die gute Ossi vertheidigt; aber hätte er dies gethan, so mußte er Ralphs gewaltigen Grimm fürchten, der sich schon bei anderen Gelegenheiten oft auf die entsetzlichste Weise gezeigt hatte. Ottomar zerdrückte eine Thräne im Auge, ergriff dann die Hand der kleinen Rezia, und schlich traurig mit

dem Kinde hinter Marra her, die, schadenfroh lachend, nach der Zigeunertruppe hinging, um dort die Abendmahlzeit zu empfangen. Ottomar schmeckte das Essen durchaus nicht, und auch Rezia aß nur sehr wenig. Beide suchten gar bald das frische Laublager, das man während dessen für die Kinder in einer nahgelegenen kleinen Höhle bereitet hatte. Marra folgte nicht, denn Ralph hatte ihr erlaubt, heute Abend in seinem Zelt zu schlafen; eine Vergünstigung, die ihr nicht selten zu Theil wurde. —

2.

Durch Wälder und durch Auen,
Beim fahlen Mondenlicht,
Geht unser ewig Wandern,
Uns lacht die Heimath nicht.
Julius Glocke.

Ich bin es meinen jugendlichen Lesern schuldig, eine Erklärung, eine Verständigung des so eben Erzählten zu geben. Wir befinden uns im düstern

Wald, weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt, unter Menschen, die man aus der Gemeinschaft der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen hat, oder die, besser gesagt, nie sich der Zuneigung ihrer Mitmenschen würdig gemacht haben. Keines ist wohl unter Euch, das noch nicht von den Zigeunern, jener wilden, rohen, ohne Bildung, ohne Sitten empor wachsenden Menschklasse gehört hätte; keines unter Euch, das nicht wüßte, daß dieses lüderliche Gesindel heimathlos in den Ländern umherstreicht, deren Gebieter ihnen noch eine solche Wanderschaft gestatten? Wir haben es hier mit einer Zigeunerhorde zu thun, und Ungarn ist der Schauplatz meiner Geschichte. Ungarn, jenes herrliche, weinreiche, üppig prangende Land, dessen Bewohner seit Jahrhunderten Helden waren! Leider ist die Gesittung der ungarischen Nation noch nicht auf der hohen Stufe, die wir als gebildete Deutsche einnehmen, und dies mag wohl auch der Grund sein, warum hier die Zigeuner mehr als irgendwo

ihr Unwesen unbehindert treiben dürfen. Ich ergreife den Faden der Geschichte wieder.

Merito, der Zigeunerkönig, war nur erst seit Kurzem wieder in dem Kaskawer Walde; denn er hatte in Begleitung zweier Gefährten Ralph und Assa eine große Reise ins Böhmerland unternommen. Was er dort gethan, war den meisten der Bande gänzlich unbekannt, und Ralph und Assa hüteten sich wohl, gegen den Befehl ihres Herrn etwas auszuplaudern. Viel Geld und andere kostbare Sachen hatte Merito mitgebracht, das wußte man; aber wie er in den Besitz dieser Schätze gelangt, das blieb ein Räthsel. Ottomar, oder, wie er von den Zigeunern genannt wurde, Rubo, unser lieber Freund, war vielleicht der am mindesten Neugierige unter der ganzen Gesellschaft. Er hatte Anderes zu denken, und sein jugendlich reines Herz hatte keinen Raum für ein Streben nach leerem, irdischem Glück. Seit der Zeit, wo Merito die alte Ossi so grausam fortgetrieben hatte, war er nur selten freundlich, und gab sich nicht, wie sonst,

dem Frohsinn und der Freude hin, wenn die Gesellschaft wieder ein Mal einem Städtchen nahte, in welchem sie ihre Kunststücke zu produciren gedachte.

Ihr müßt wissen, meine kleinen Leser, daß die Zigeuner ein träges, nichtsnutziges Volk waren, die nur selten, und in der Regel nur dann etwas thaten, wenn sie der Hunger, die Noth zur Geschäftigkeit zwang. Was thaten sie aber dann? Sie legten die glänzenden Flittern ihres Plunderstaates an, bedeckten die unreinen Glieder mit bunten Jacken und Röcken, und stimmten dann auf Dudelsack, Cymbel, Tambourin und ähnlichen gellenden Instrumenten eine Musik an, die höchstens den rauhen, keinen andern Genuß kennenden Bewohnern der Dörfer Ungarns gefallen konnte. Dann zogen sie Paar und Paar, einen kleinen Zug bildend, in den Dörfern ein, den König Merito, ihren Gebieter, an der Spitze, und begaben sich auf einen freien Platz im Dorfe. Am andern Morgen lief einer von Haus zu Haus, und sagte den Leuten,

die Zigeuner gedächten heut eine glänzende Vorstellung zu geben, die Alles übertreffen sollte, was man bisher gesehen. Daß er dabei ungeheuer log, um die Leute in Masse zu dem Schauspiele zu locken, brauche ich wohl nicht erst zu sagen, kurz, die Letzteren fanden sich ein, und die Halsbrechereien der Zigeuner nahmen nun ihren Anfang. Zuerst schwang sich Merito auf ein großes Seil, und führte eine Anzahl jener Zauberkunststücke aus, die meine kleinen Leser schon oft, wenn auch nur von Affen dargestellt, gesehen haben. Dann spannte man ein zweites Seil mittelst langer Stangen in die Höhe, und eines von den Kindern, in der Regel Marra, die sich dabei am kunstfertigsten bewies, begann nun den Seiltanz. Rubo schritt während dessen unten auf und nieder, den Blick nach der Höhe gerichtet, damit er das Mädchen, sofern ein Fehltritt ihren Sturz herbeiführte, wo möglich auffangen konnte. Ich sagte wo möglich, da ich meinen jugendlichen Lesern bei dieser Gelegenheit zugleich erzählen will, daß schon mehrere Kinder

der Truppe auf diese Weise ihr Leben verloren hatten. War dieses Stück vollendet, so trat Ralph auf, und begann mit dem alten Konradin einen Kampf im Stockfechten, wobei Letzterer, der nicht selten trunken war, in der Regel unterlag. Mit der Geschicklichkeit bei dieser Art zu fechten, war es überhaupt nicht weit her, und dieser Theil der Vorstellung diente daher auch nur zu Belustigung der schauenden Menge. Nun kam der Hanswurst, ein ausgewachsener häßlicher Kerl, der dem kräftigen Ralph kaum bis an die Gürtelschnalle reichte, und trieb seine oft recht unsittlichen Späße, indem er zugleich von den Umstehenden Geld einforderte. Wer viel gab, konnte sich einiger komischen Komplimente des Hanswurstes erfreuen, wer karg war, wurde von ihm mit Ruß überschüttet, den er zu diesem Behufe in einem großen Sacke bei sich führte. Nun, da das Gesindel das Geld in Händen hatte, kam der Beschluß, den jenes uns schon bekannte Kugelspiel der Kinder bildete. Die Zuschauer sahen sich, wie immer betrogen, und murr-

ten, daß man ihnen für solche Albernheiten Geld abgenommen habe; die Zigeuner beeilten sich, ihre Siebensachen zusammenzupacken, und das Weite zu erreichen. Nicht immer waren sie so glücklich, das Letztere mit gehöriger Schnelle zu bewerkstelligen, und dann kam es zum Handgemenge, welches sich gewöhnlich damit endigte, daß die Tagediebe fürchterlich durchgeprügelt und zum Dorfe hinausgejagt wurden. Sie zogen dann wieder so lange umher, bis das eingenommene Geld vergeudet, und die bei solcher Gelegenheit gestohlenen Gegenstände sammt und sonders verkauft waren, und begannen dann ihr Leben aufs Neue. Dem weiblichen Theile der Gesellschaft war eine andere Beschäftigung zugedacht. Die Weiber zogen einzeln in den Dörfern und Städten umher, und bethörten einfältige Menschen, sich von ihnen wahrsagen zu lassen. Damit verdienten sie nicht selten mehr, als die Männer, denn der Abergläubigen giebt es überall sehr viel, und der ungebildete Mensch giebt mit vollen Händen, wenn ihm Glück und Heil ver-

heißen wird. — So war das Leben und Treiben der Menschen, mit denen wir uns hier beschäftigen werden. Unter allen war nur Einer, dem dieses unstäte Leben nicht behagte, denn von früher Jugend an widerte ihn der Müßiggang seiner Genossen an. Dieser Eine war Ottomar. Vielfach hatte er es versucht, der leichtsinnigen Marra seine Gesinnungen mitzutheilen; aber er fand hier nur schlechten Lohn, denn die Böse hielt sich nur an Ralph, dem sie auch Alles wieder erzählte. Ottomar bekam dann nicht nur scheele Worte, sondern mußte auch oft die entsetzlichsten Mißhandlungen erdulden. Früher hatte ihn die alte Ossi bei solchen Vorfällen in Schutz genommen; jetzt aber stand der Arme allein da, und Niemand nahm sich die Mühe sein Vertheidiger, sein Schützer zu werden. Eltern hatte er nicht, hatte sie nie gekannt, denn sie waren gleich bei seiner Geburt gestorben, wie ihm Merito einst gesagt hatte; und so stand der Knabe mutterseelenallein in der Welt, und beklagte oft sein Schicksal, das ihn unter solchen

Menschen hatte geboren werden lassen. Der einzige Gegenstand seiner Liebe war nur noch die kleine Rezia, die Merito unlängst mit aus Böhmen gebracht hatte, vorgebend, sie sei seiner Schwester Kind, welche Letztere in Prag, der Hauptstadt Böhmens in den dürftigsten Verhältnissen lebe, und somit das Kind nicht zu ernähren im Stande sei. —

Rezia war ein wunderliebliches Kind. Die sengenden Strahlen der Sonne, denen die Truppe oft Tage lang ausgesetzt war, hatte seine weiße, zarte Haut noch nicht gebräunt, das rüde, ewigem Wechsel unterworfene Leben ihre Züge noch nicht verwildert. Rezia war noch nicht ganz sechs Jahr alt, doch gab sie schon viel Regung des Geistes kund, obgleich sie zu körperlichen Uebungen sich noch nicht recht geschickt zeigte. Sie sprach ein reines, gutes Deutsch, ohne je die ihrem Alter so eigene kindische Verdrehungen der Worte zu gebrauchen, und sang schon recht lieblich. Ottomar war ihr bester Freund; ihm gab sie sich mit der reinsten Schwesterliebe hin. —

3.

Traun, der kann noch rascher fliegen,
Husch!
Muß die Rennthier all' besiegen,
Husch!
Tausend Meilen
Kann er eilen,
Trägt das Kindlein wohl im Nu
Schönen Zauberstädten zu;
Perlen, Jäcklein, Pelz dazu.
Friedr. von Sallet.

Ottomar war erst spät eingeschlafen. Die funkelnden Sterne, die zahllos am Firmamente standen, warfen ihr schwaches Licht durch die Felsenritzen der Höhle, in der unser junger Freund mit der lieben Rezia schlummerte. Auch die übrige Gesellschaft schnarchte, daß man das wunderliche Concert so vieler Kehlen vielleicht auf funfzig Schritte weit hören konnte. Nur Einer war munter, und dieser Eine war Ralph. Gespenstig schlich er zwischen den Bäumen umher; das böse Gewissen hatte den süßen Schlummer von seinen Augen verscheucht. Er war müde und matt, und doch

konnte er nicht schlafen. O, das böse Gewissen ist ein Scorpion, das nimmer den Ruhenden zufrieden läßt! —

Die Mitternachtstunde nahte, und Ralph setzte sich auf einen großen Stein, um nachzudenken. Er wurde von namenloser Angst gepeinigt.

„Zwölf Jahre sind es heute," sagte er zu sich selbst, nachdem er einen Seufzer unterdrückt hatte, „zwölf Jahre, und noch immer kann ich den verwünschten Jungen nicht vergessen! Es war eine Nacht wie heute, und die Sterne leuchteten mir auf dem Wege, der nach des Grafen Schloß führte. Alles still und ruhig, nur das Rauschen des kleinen Bächleins hörbar, das die stattliche Burg umgab. Drinnen in der Burg war es noch ruhiger, denn die Gräfin war allein, da ihr Gemahl ausgegangen zum festlichen Gelage beim Nachbar, dem stolzen Ritter Egbert. Ich hatte Alles gut ausgekundschaftet; warum sollte mein Plan mißlingen? — Schnell zog ich meine Kleider aus, band sie in ein Bündel zusammen, nahm dieses unter den Arm,

und schwamm durch den Bach. Das Pförtlein zur Burg war fest verschlossen. Ich pochte. Keine Antwort. Ich pochte noch einmal; da schlugen die Hunde an, und ihr schauerliches Geheul klang weithin durch den Forst. Da ward es rege im Innern; dröhnende Schritte schallten auf dem Schloßhofe, und bald darauf fragte eine heisere Stimme im Innern des Pförtchens: „Wer seid Ihr, und was führt Euch hierher zu mitternächtlicher Stunde?" Ich verstellte meine Stimme, so gut als möglich. „Ich bin der Knappe des Ritter Egbert," versetzte ich; „Euer Herr und Gebieter schickt mich her, um das große Sarazenenschwert zu holen, das er in dem Ahnensaale aufbewahrt. Die versammelten Ritter und Herren wollen das Prachtstück einmal beschauen."

„Der Alte brummte etwas in den Bart, und ging. Nach einer guten Viertelstunde kehrte er wieder, und ich hörte den Schlüssel im Schlosse knarren. Ich zog die Kappe tief übers Gesicht, entblößte meinen Dolch, und kaum hatte der Alte

geöffnet, als er sich auch schon blutend auf der Erde wälzte; drei Dolchstiche von mir hatten ihn niedergestreckt. Er wollte schreien, aber ich ließ ihn nicht dazu kommen; ein Faustschlag benahm ihm die Besinnung, und bald hörte ich ihn nicht mehr röcheln. Die Hunde verstärkten ihr Gebell, als ich durch den Hof ging; aber ich hütete mich, ein Wort zu sprechen. Die kleine Ampel, die an der Thür der Treppe befindlich war, die zu der Wohnung der Gräfin führte, kam mir trefflich zu Statten, und bald stand ich vor der Thür der Schlafenden. Ich zögerte nicht, da ich keine Zeit zu versäumen hatte. Die Thür war nicht von innen verriegelt, und ich konnte ungehindert eindringen; doch das Knarren derselben erweckte die Schlafende. Ihr erster Blick fiel auf mich; sie wurde geisterblaß, doch ermannte sie sich wieder, und richtete die kurze Frage an mich: „Wer seid Ihr, guter Mann?"

„Ich wollte antworten und konnte nicht; die Sanftmuth, die in diesen Worten der Gräfin lag,

schreckte mich unwillkürlich zurück, und es war mir, als sei meine Kehle zugeschnürt. Die arme Frau richtete sich im Bette empor, und rieb sich die Augen, da sie wähnen mochte, ich sei ihr nur im Traume erschienen. Dies gab mir den Muth wieder; ich schritt schnell nach der im Hintergrunde stehenden Wiege, und riß das Kind heraus, das in derselben lag. Es war Ottomar, der Gräfin einziger Sohn."

Hier machte Ralph eine lange Pause, und es schien, als gingen fürchterliche Gedanken durch seine Seele.

„Dies gab der Gräfin," fuhr er dann fort, „die Gewißheit, daß sie wache. Sie sprang schreiend aus dem Bette, stürzte vor mir nieder, und umschlang flehend meine Kniee. Ich zog den Dolch, und setzte denselben auf ihre Brust. Sie wehrte mich nicht ab. „Stoß zu, Mensch," sagte sie mit herzzerreißender Stimme, „stoß zu, oder gieb mir mein Kind wieder! Ich kann nicht ohne dasselbe leben. Meine Hand erlahmte, ich steckte unbewußt

den Dolch wieder in seine Scheide. Es war mir, als müsse die Gräfin leben bleiben; sie kannte mich ja nicht, hatte mich nie gesehen, und in einer halben Stunde konnte ich geborgen sein. Ich stieß das Weib weit von mir, und sprang mit dem Kinde die Treppe hinab. Die Gräfin stürzte mir nach. Die Furcht, daß die wenigen im Schlosse Zurückgebliebenen erwachen, und dann meiner habhaft werden könnten, beflügelte meine Schritte, und ich hatte bald das Pförtchen erreicht, das ich von außen verrammelte, damit man mich wenigstens im ersten Augenblicke nicht verfolgen konnte. Als ich im dichtesten Walde dahin schlich, hörte ich noch immer das Jammern der Mutter, und ich begann es zu bereuen, daß ich das Weib am Leben gelassen hatte."

„Es war der einundzwanzigste Mai, als ich den Ottomar holte, und der einundzwanzigste Mai ist heute."

„Ja, der einundzwanzigste Mai ist heute, und kein Verbrechen bleibt unbestraft!" wiederholte eine

hohle Stimme, die ganz nahe aus dem Dickicht des Waldes drang. —

Ralph erschrak, das Blut gerann ihm in den Adern, und seine Glieder zitterten wie Espenlaub. Da rauschte es im Gebüsch, und aus demselben trat ein kleines, unansehnliches Geschöpf, dessen Körper auf die seltsamste Weise verkrüppelt war. In seiner Rechten trug das kleine Unwesen eine düster brennende Fackel, die einen rothen Schein weit umher warf.

„Wer bist Du?“ fragte Ralph stammelnd.

„Dein Freund gewiß nicht“, lautete die Antwort. „Ich sage Dir noch ein Mal, der einundzwanzigste Mai ist heute, und kein Verbrechen bleibt unbestraft. Dies sagt Dir Erno, der Diener der weißen Frau. Wisse, daß meiner Gebieterin nichts verborgen bleibt — auch Deine Schandthat hat sie erfahren, und ehe drei Tage vergehen, wirst Du den gerechten Lohn für das empfangen, was Du thatest. Adeline, die weiße Frau, ist der Schutzgeist Ottomars, des armen Knaben, den Du frevent-

lich raubtest. Nicht das Wehklagen einer unglücklichen Mutter vermochte, Dich von Deiner Grausamkeit abzuhalten; Dein Gewissen mag erwachen, wenn Du den Tod der Schande von Henkershand stirbst!“ —

Und damit ergriff das kleine Gespenst seine Fackel, und schlug den gewaltigen Ralph drei Mal tüchtig auf den Kopf, so daß dieser wie todt von dem Steine herabstürzte, und regungslos liegen blieb. Dann schritt das Ungethüm weiter, und verschwand an dem Eingange der Höhle, in welcher Ottomar und Rezia schliefen. —

4.

Und sie singt und wiegt mit Kosen,
Daß nicht Kindleins Traum zerreiße —
Ahnt nicht, daß die rothen Rosen
Ihr vertauscht sind gegen weiße.
v. Sallet.

Auf der Burg des Grafen Otto von Löwenhelm herrschte seit jener verhängnißvollen Nacht, wo Ottomar durch die Hand eines frechen Räubers entführt wurde, nur Trauer und Kummer. Die arme Gräfin Aurora ließ sich vor Niemand, gar Niemand, ja nur selten vor ihrem Gemahl sehen, Letzterer war immerwährend auf Reisen, da er nie von der Hoffnung ließ, seinen einzigen, innig geliebten Sohn einst wieder umarmen zu können. —

Aber Jahre vergingen, und das Kind war nicht gefunden. Der Graf hatte halb Europa durchstreift, und nichts, gar nichts erfahren können. Alles, was er über den Räuber seines Kindes wußte, war, daß dies ein Zigeuner gewesen; denn sechs Stunden von dem Schlosse entfernt, befand sich

ein einzeln stehendes Wirthshaus, in dem Ralph am ersten Morgen nach dem Raube mit dem Kleinen eingekehrt war. Der Graf hatte die höchste Belohnung, die Hälfte seines ganzen ungeheuren Vermögens auf die Zurückbringung seines Kindes ausgesetzt, ja selbst der Räuber sollte dieser Belohnung theilhaftig werden, wenn er Ottomar freiwillig zurücklieferte. Aber Letzterer war und blieb verschwunden.

Eines Morgens, es war wieder ein wunderschöner Maitag, und die Vöglein sangen dem Schöpfer ihr herrliches Danklied, die Wiesen grünten und sproßten duftige Blumen und kräftige Kräuter, die Natur feierte ihr Frühlingsfest, da stand die Gräfin Aurora von Löwenhelm getrösteter auf, als je: ein wunderbarer Traum hatte ihr das Erfreulichste verheißen. Ein kleiner, krüppelhafter Zwerg war ihr erschienen, hatte ihr erzählt, daß Ottomar, ihr Liebling, jetzt unter den Zigeunern in einem Ungarwalde lebe, und hatte sie endlich aufgefordert, ihren Gemahl zu bitten, er möge eine Reise nach

Ungarn unternehmen. Das Kind werde er dann gewiß finden.

Die Gräfin ließ sogleich ihren Gemahl rufen, und erzählte ihm den Traum; aber dieser neigte schmerzlich lächelnd das Haupt. „Nein, nein, meine gute, liebe Aurora," sagte er, „ein schnöder Traum ist wahrlich nicht im Stande uns Glück zu bringen. Deine aufgeregte Phantasie hat Dir Bilder vorgegaukelt, die Du für reine Wahrheit nimmst; Du denkst immer und immer an Dein geliebtes Kind, warum solltest Du nicht in der Nacht von ihm träumen?"

Aber die Gräfin hörte nicht auf zu bitten, bis der Graf von Löwenhelm nachgab, und in den nächsten Tagen die Reise anzutreten versprach. Eine Woche darauf rollte auch wirklich der wohlbepackte Reisewagen aus der stattlichen Burg.

In Pest, der Hauptstadt Ungarns, angelangt, hatte der Graf nichts Eiligeres zu thun, als dem Wirth, bei dem er eingekehrt war, nach den Orten zu fragen, an welchen sich hauptsächlich Zigeuner

aufhielten. Dieser, ein alter Mann mit grauem Haar, schüttelte verwundert das Haupt, und gab zur Antwort:

„Wenn Ew. Gnaden Zigeuner suchen wollen, so kann ich Ihnen noch heute Abend solche zeigen. Eine halbe Stunde von hier halten sich drei Truppe auf, und schicken des Abends einige verkleidete Genossen zu uns in die Stadt, die dann in der Regel Alles stehlen, was ihnen vor die Augen kommt, und was sie heimlich forttragen können. Ein so sauberer Gesell hat mir vor wenigen Tagen das metallene Schild meiner Hausthür gestohlen, so daß die fremden Reisenden wirklich gar nicht mehr wissen können, wo das Gasthaus zum goldenen Ochsen ist. O, Ew. Gnaden, Zigeuner giebt es mehr als zu viel in Ungarn, und wenn Sie jedem derselben einen Besuch abstatten wollen, so können Sie zehn Jahre im Lande umherreisen, ohne fertig zu werden. Jedenfalls würde ich Ihnen aber dann rathen, Ihr Geld und Ihre sonstigen Kostbarkeiten bei mir zurückzulassen, da die Zigeuner

das Glänzende sehr lieben, und Ihnen daher so Manches abhanden kommen möchte." —

Das war kein Trost für den armen Grafen. Daß es so viel Zigeuner in Ungarn gab, hatte er nicht geahnet, sonst würde er die weite Reise nicht unternommen haben. Er sah ein, daß all sein Suchen vergeblich sein würde; doch da er nun ein Mal in Pest war, so wollte er doch etwas zur Wiedererlangung seines Kindes vornehmen, und er beschloß daher, mit anbrechendem Tage nach dem Dorfe zu reisen, das ihm der Wirth so eben beschrieben hatte. Vielleicht war es doch möglich, daß ihm die Leute wenigstens einige erwünschte Auskunft geben konnten. —

Mittlerweile hatte schon eine größere Macht, als die seinige war, das Gelingen seines Planes bestens vorbereitet. Meine kleinen Leser errathen wohl, daß Erno, der Diener der weißen Frau, alles nur mögliche gethan hat, um dem Willen seiner Gebieterin nachzukommen. Geschickt wußte er es einzuleiten, daß der Graf gar bald mit der

Zigeunertruppe zusammentreffen mußte, wie wir im folgenden Abschnitte unserer Erzählung sehen. —

5.

Zerpflücke nun den grünen Kranz,
Ermattend scheint Dein Aug' zu beten —
Du dankst dem Herrn, daß Du im Tanz
Die bunten Eier nicht zertreten.

Carl Beck.

„Hollah, hollah!" rief Ralph erzürnt, „liegt die Brut hier und schläft bis zum hellen Mittag. Steh' auf Rubo, fauler Bube! Auch der Kleinen werde ich bald Beine machen. Wenn die Rezia nicht bald von dem Rubo wegkommt, so wird sie eben so trotzig, als der Starrkopf, der heute die Peitsche recht ordentlich schmecken soll, wenn er in der Stadt das Kugelwerfen nicht ganz geschickt ausführt!"

Ottomar schlug die Augen auf, und sah den grimmigen Mann vor sich stehen. Auch Marra

sprang herbei, und schlug die kleine Rezia derb auf den Rücken, so daß das Kind schreiend aus dem Schlummer emporfuhr. Da richtete sich schnell Ottomar auf, ergriff das schadenfrohe, grausame Mädchen, und würde derselben wahrscheinlich eine recht fühlbare Zurechtweisung gegeben haben, wenn nicht Ralph dazwischen gesprungen wäre.

„Was, Du wagst es die Marra anzugreifen?“ schrie er fast außer sich; „Schandbube, der Du bist! Wart ich will Dir das Fell gerben, daß Du gewiß an mich denken sollst!“

Er wollte fortspringen, um die große Peitsche, mit der er sonst immer die Kinder gezüchtigt hatte, zu holen, aber Merito trat eben aus dem Gebüsch, und gebot ihm Ruhe. Ein wilder Lärm ertönte, die gellenden Hörner gaben das Zeichen zum Aufbruch, und da Ralph in die vordern Reihen des Zuges mußte, so blieb den Kindern immer noch so viel Zeit übrig, um ihre Kleinigkeiten zusammenzupacken. Marra, die nach Meritos Befehl auch zurückbleiben mußte, trat ängstlich zurück, denn

sie fürchtete, daß Ottomar sie nun noch wegen der übeln Behandlung Rezias schlagen würde; aber dieser trat freundlich auf sie zu, bat sie, das Vorgefallene zu vergessen, aber auch die kleine Schwester nicht wieder so hart zu behandeln. Marra trat beschämt zurück und sprach kein Wort.

Unter den Klängen der lustigsten Musik ging der Zug nach der Stadt. Der König Merito auf dem armen, schwitzenden Gaule gebehrdete sich ganz gravitätisch, und befehligte auf militärische Weise seine Untergebenen. Der Weg führte durch schattiges Gebüsch und grünende Auen — kein Wölkchen trübte den heitern Himmel. Als die bunte Gesellschaft auf der Landstraße angelangt war, schwieg der tolle Jubel, und die Zigeuner zeigten sich nun so sittsam, als nur immer möglich.

Gegen Mittag hatten sie die Stadt erreicht. — An dem Thore weigerten sich die Beamten anfänglich lebhaft, die lüderlichen Genossen einzulassen, und nur, nachdem von Seiten Meritos das Versprechen geleistet worden war, noch vor Anbruch

der Nacht mit seinen Untergebenen die Stadt wieder zu verlassen, öffnete man das Thor. Auf dem Marktplatze lagerte sich der Troß, und schickte dann drei der Weiber ab, um in einem nahegelegenen Wirthshause Mittagsessen für Alle zu holen. Das Geld war bei den Zigeunern ausgegangen, deshalb sollte der Wirth bis nach Beendigung der Vorstellung borgen; dann werde man ihm sein Geld auszahlen. Es gehörte viel Redens dazu, ehe der Mann diesen Vorschlag einging, und die Zigeuner mußten noch lange hungern, ehe sie etwas empfingen.

Ottomar, der sich mit Rezia auf die Schwelle einer Hausthür gesetzt hatte, erzählte dieser während dessen eine Geschichte, die wir selbst mit anhören wollen.

„Ich schlief gestern Abend sehr spät ein," hob er an, indem er die Kleine näher an sich zog, „doch kaum mochte ich die Augen geschlossen haben, als mich Jemand leise am Arme ergriff, so daß ich plötzlich wieder erwachte. Ein kleiner Mann

mit einer rothleuchtenden Fackel stand vor mir, und schaute mir ins Angesicht. — „Bist Du der kleine Ottomar?“ fragte er zutraulich, indem er sich zu meinen Füßen niedersetzte. Ich bejahte dies, und er fuhr dann fort: „Nun, so will ich Dir nur sagen, daß mich Deine gute Mutter abgeschickt hat, um Dir einen recht herzlichen Gruß zu bringen.“

„Meine Mutter?“ fragte ich staunend. „Ich denke, meine Mutter ist schon längst gestorben.“

„Armes Kind,“ begann er von Neuem, „Du weißt noch nicht, daß Deine Eltern gar reiche Leute von dem vornehmsten Stande sind, die viel Geld darum geben würden, wenn sie Dich nur wieder haben könnten. Nun, so wisse denn, daß Ralph, jener böse Ralph, der Dich noch heute so schnöde ansieht, und Dich so oft ohne Grund schlägt, Dich Deinen Eltern geraubt hat, da Du noch ein kleines, sehr kleines Kind warst. Warum er dies gethan, weiß man nicht; doch glaube ich gewiß, daß er Dich nur haben wollte, um Dich später zu allerlei

nichtsnutzigen Kunststücken abzurichten. Du hast Dich sehr ungelehrig dabei gezeigt, und deshalb geht er fortwährend so hart mit Dir um. Aber die Zeit Deiner Leiden wird bald, sehr bald, ja sogar schon morgen überstanden sein. Wenn Du in dem Städtchen, das Merito morgen besuchen wird, einen stattlichen Ritter mit roth und weißem Federbusch erblicken wirst, so sei fest überzeugt, es ist Dein Vater, der gekommen ist, Dich in die Arme Deiner trauernden Mutter zurückzuführen. Vertrau auf mich!"

„Weiter sprach der kleine Mann nichts; ich aber schlief alsbald wieder ein, und fröhliche Träume ließen mich bis tief in den Tag hinein schlummern, bis mich Ralph auf die roheste Weise weckte." —

Ottomar schwieg, und die kleine Rezia schaute freundlich zu ihm auf. Sie war noch zu klein, um Alles gehörig verstanden zu haben, wollte daher eben einige Fragen thun, als Ralph erschien, um die Kinder zum Mittagsessen zu führen. Marra

bekam ein gut Theil, weniger aber Ottomar und Rezia, die Beide mit einem kleinen Teller zufrieden sein mußten, auf dem nur einige winzig kleine Stückchen Fleisch lagen. —

Als die Mahlzeit vorbei war, traf man sofort Vorbereitungen zu dem glänzenden Schauspiele und die Kinder zogen ihre bunten Kleider an, damit sie recht glänzend, recht auffällig erschienen. Ottomar wollte eben hinter ein Faß treten, um unbemerkt den Kleiderwechsel vorzunehmen, als ein stattlicher Herr zu Roß daher gesprengt kam, in reicher, blinkender Uniform gekleidet, auf dem Kopfe einen Helm, von dem roth und weiße Federn herabwehten. Ein Strahl der Freude durchzuckte Ottomars Herz, er gedachte der Prophezeihung von voriger Nacht, und sprang schnell hinter dem Fasse hervor. Aber der glänzende Ritter war schon vorüber, und bog jetzt eben um die Ecke einer nah gelegenen Straße, hinter der er auch bald verschwand.

Ralphs drohende Stimme weckte Ottomar aus seinen Träumen.

„Was stehst Du hier, fauler Bube, und gaffst," rief er, „während die andern fast alle fertig sind. Mach' schnell; das Schauspiel wird gleich beginnen!"

Und wirklich nahm dasselbe auch sofort seinen Anfang. Merito bestieg das Schwungseil, und zeigte seine Schaukelkunststücke. Die Bewohner des Städtchens hatten sich zahlreich versammelt, und ein stürmisches Beifallrufen folgte der Vorstellung des Zigeunerkönigs. — Dann traten Ralph und Konradin auf, schlugen sich eine Weile herum, bis Marra erschien, und das große Laufseil betrat, das man heute von der Erde bis zu der Spitze eines Kirchthurms emporgespannt hatte. Fast zitternd betrat das arme Mädchen die steile Bahn, doch gelang es ihr glücklich die Oeffnung an der Thurmspitze zu erreichen. Herab ging sie auf dem Seile nicht wieder, sie zog den kürzeren Weg vor, und kletterte lieber die Kirchentreppe herab. Nun begann das Kugelwerfen. Auch hier zeigte Marra die größte Geschicklichkeit, während Rezia und

Ottomar, namentlich Letzterer manchen Fehler begingen. Ralph wurde ärgerlich, als er dies wahrnahm, denn Merito hatte ihm schon öfter Vorwürfe darüber gemacht, daß er so wenig auf die Kinder Acht gäbe. Als daher Ottomar zum dritten Male einen der Messingbälle fallen ließ, und dadurch Verwirrung in das Spiel brachte, sprang der rohe Zigeuner herbei und versetzte dem armen Jungen einen derben Schlag. Dies machte die Sache nur noch schlimmer. Hatte Ottomar schon vorher Ungeschicklichkeiten gezeigt, so zeigte er sie jetzt nur in desto größerem Grade, und bald fing Ottomar keinen Ball mehr. Jetzt wurde Ralph wüthend, ergriff den ungeschickten Künstler bei den Haaren, und würde ihn wahrscheinlich auf die grausamste Weise gezüchtigt haben, wenn ihm nicht in demselben Augenblicke ein donnerndes Halt zugerufen worden wäre. Erschrocken drehte er sich um, und erblickte vor sich jenen stattlichen Ritter, der vorhin Ottomars Aufmerksamkeit so sehr gefesselt hatte.

„Gleich laß den Knaben frei, Barbar!“ rief im gebieterischsten Tone der Fremde. „Wer erlaubt Dir, dies Kind auf eine so abscheuliche Weise zu behandeln?“

Ralph schaute dem Ritter trotzig ins Gesicht. „Herr,“ sagte er endlich, „der Junge ist mein, und ich kann folglich mit ihm machen, was ich will!“

„Das glaube ich nicht,“ fuhr der Fremde in demselben Tone fort; „selbst wenn Du der Vater dieses Kindes bist, darfst Du es nicht auf so grausame Art mißhandeln!“

„Wer seid Ihr Herr, und wie kommt es Euch zu, mir von meinem Benehmen Rechenschaft abzufordern?“ fragte Ralph wieder; er wollte noch weiter sprechen, aber eine plötzliche Blässe überzog mit einem Male sein sonst immer rothes Gesicht; das Wort erstarb ihm auf der Zunge, und seine Kniee zitterten so heftig, daß er sich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. —

Sein Gegner schien dies nicht zu bemerken, er beantwortete die Frage Ralphs schnell, indem er sagte:

„Ich bin der Graf von Löwenhelm, und wenn ich auch als solcher hier nichts zu gebieten habe, so glaube ich doch gewiß, daß ich nicht unrecht handelte, wenn ich Dein Benehmen tadelte.“

Er drehte sich schnell um, und verschwand bald unter der Menge des umstehenden Volkes. —

6.

Ach, das Kind ist jetzt gefunden,
Und verschwunden ist der Schmerz;
Ach, er drückt mit Freudenthränen
Es an's treue Vaterherz.

Arndt.

Das Schauspiel war aus, die Leute hatten sich verlaufen, und auf dem Markte war es wieder still und ruhig, wie vorher. Die Zigeuner hatten ein geräumiges Wirthshaus eingenommen, und schwelgten von der guten Einnahme, die sie heute gemacht hatten.

Der Tag neigte sich bereits zum Ende, als Ottomar und Rezia aus der Hinterthür des bereits

erwähnten Wirthshauses traten, um in dem angrenzenden kleinen Gärtchen spazieren zu gehen. Aber auch hierher hatte sich ein Theil der halbtrunkenen Gäste gewendet, und um einen runden Tisch saß Vater Konradin mit einigen seiner lüderlichsten Zechgesellen.

„Komm Rezia," sagte Ottomar, „wir wollen vor die Stadt gehen, wo uns Niemand sieht, ich habe Dir viel Neues zu erzählen."

Die Kleine war es zufrieden, und sie gingen.

Schon hatten sie beinahe das Thor erreicht, als eine Stimme aus dem ersten Stockwerke eines stattlichen Hauses ihnen zurief. Ottomar schaute auf, und erblickte das freundliche Gesicht des Ritters, der vorhin sein Retter, sein Beschützer gewesen war.

„Komm doch herauf, mein Kleiner," sagte der fremde Herr, „wir wollen zusammen plaudern — Du kannst mir Deine Schicksale erzählen."

Ottomar besann sich nicht lange, und folgte mit Rezia der Einladung. Eine geräumige Stube

nahm sie auf, der Fremde ließ die Kinder sich auf das reiche Sopha setzen, und bestellte ein leckeres Abendessen. Dann wandte er sich wieder an Ottomar, und fragte diesen:

„Wie heißt Du denn eigentlich, mein kleiner Freund?"

„Die Zigeuner nennen mich Rubo," antwortete dieser, „aber die alte Ossi — ach, die arme Frau ist nun vielleicht schon gestorben, denn unser König Merito hat sie von sich gestoßen, weil sie nicht mehr gehen konnte und doch noch immer essen wollte — ja, die alte Ossi sagte mir, daß ich Ottomar hieße. — Sie sagte auch — — —

„Ottomar?" unterbrach ihn Graf Löwenhelm, „fürwahr ein wunderbares Zusammentreffen! Hast Du denn nie gehört, wer Deine Aeltern waren, und wo sie lebten?"

„Nein, das hat mir die alte Ossi nicht gesagt," entgegnete Ottomar; „so oft ich sie auch darum bat."

Plötzlich sprang der Graf auf, riß mit Un-

gestüm dem Kleinen die rothe Jacke herunter, entblößte seine Brust und — Allmächtiger Gott! es war keine Täuschung: das kleine, dem überglücklichen Vater wohlbekannte Mal unter dem linken Arm war sichtbar, und der Graf schloß den wiedergefundenen Ottomar in seine Arme. — Die kleine Rezia fing bitterlich an zu weinen; sie konnte sich in ihrer jugendlichen Unbefangenheit den Auftritt nicht erklären, und sank bittend zu den Füßen des Grafen.

„Ach, thut ihm nicht weh, bester Herr!" rief sie mit weinerlicher Stimme, und streckte die beiden kleinen Händchen flehend empor. „Rubo ist gut, so sehr gut: er hat noch nie etwas Böses gethan."

„Nein, nein, mein gutes Kind," versetzte der Graf, indem er die Thränen im Auge trocknete, „ich thue Ottomar nicht weh, sondern ich liebkose ihn nur. Er ist ja mein Sohn, mein einziger, innig geliebter Sohn, der mir vor zwölf Jahren

geraubt wurde. O, wer hätte glauben sollen, daß ich Dich hier wieder finden würde, mein Kind!"

Ralph wurde noch an demselben Tage auf Antrag des Grafen festgenommen, und er gestand, nachdem man sich der gehörigen Mittel bedient hatte, sein begangenes Verbrechen mit allen Nebenumständen ein. Der Graf verzieh ihm zwar großmüthig den grausamen Kinderraub, doch den Mord, den er an dem armen Pförtner der Löwenhelmschen Burg verübt hatte, konnte er ihm nicht vergeben. Ralph starb ein halbes Jahr später unter der Hand des Henkers. —

* *
*

Der August neigte sich bereits zum Ende, und die Blätter der Bäume zeigten schon jene röthliche Farbe, die die herannahende rauhere Jahreszeit verkündet, als der bepackte Reisewagen des Grafen wieder in die Burg Löwenhelm einfuhr. Die Vorhänge an den beiden Seitenfenstern der Kutsche waren dicht zugezogen, und die Gräfin

Aurora, die mit klopfendem Herzen von der Zinne des Schloßthurmes herniederschaute, konnte nichts gewahren. Jetzt rasselte die Zugbrücke auf, und die muthigen Schimmel zogen schärfer an: eine Minute später stand der Wagen in dem Burghofe. Der Graf stieg aus, und schloß schnell hinter sich die Kutschthür wieder. Da eilte die Gräfin in unendlicher Angst herab, und warf sich weinend an die Brust des geliebten Gatten. Länger vermochte der Letztere nicht zu widerstehen; er mußte seiner Freude freien Lauf lassen, und eben wollte er den Wagen wieder öffnen, als Ottomar den Lockenkopf durch die Gardine hindurchdrängte.

Eine liebende Mutter erkennt ihr Kind wieder, wenn auch der Lauf einer Reihe von Jahren die Züge desselben verändert, die Mienen kräftiger ausgeprägt hat. Es bedurfte nur eines Blickes der Gräfin, um den wiedergefundenen Sohn zu erkennen, obgleich aus dem Säugling jetzt ein kräftiger, munterer Knabe geworden war.

Die Feder vermag es nicht, die ergreifende

Scene zu beschreiben, die nunmehr eintrat; Ottomar erstickte fast unter den Küssen der überseligen Mutter. Der kleinen Rezia, die der Graf auch mitgebracht hatte, gedachte im ersten Taumel der Freude kein Mensch, und starr stand sie da, die ungewohnten Dinge schauend. Erst als sich Alle in das gemächliche Wohnzimmer der Gräfin begeben hatten, bemerkte man die Kleine, und der Graf begann nun seine Erzählung, die wir Alle schon kennen. Rezia wurde an Kindesstatt angenommen, und sollte die liebende Schwester Ottomars bleiben; aber die Sache kam anders. — Kaum war ein Monat vergangen, als ein reicher Kaufmann aus Prag in Löwenhelm erschien, und Rezia für sein Kind erklärte. Die Kleine war ihm gleichergestalt, wie einst Ottomar von Ralph, von dem Zigeunerkönig Merito geraubt worden. Da er hinlänglich die Wahrheit seiner Angaben zu erweisen im Stande war, so nahm der Graf keinen Anstand, ihm das Kind auszuliefern, wiewohl es Ottomar schwer wurde, sich von der Genossin seiner Jugendleiden

zu trennen. Doch sollte er wenigstens einigermaßen entschädigt werden. — Eines Tages erschien eine arme Frau im Schlosse und verlangte den jungen Grafen Ottomar zu sprechen. Es war — die arme, alte Ossi. Eine lange Zeit war sie brodlos umhergelaufen, bis sie Ottomars Glück erfahren. Weinend stürzte sie zu den Füßen des einst so geliebten Pfleglings. Brauche ich mehr zu erzählen? — Ossi blieb fortan im Löwenhelmschen Schlosse, und lebte noch eine Reihe von Jahren glücklich in der Löwenhelmschen Familie. —

Adeline und Erno hatten redlich Wort gehalten. Durch Ottomars ganze Lebenszeit blieb die weiße Frau dessen Schutzgeist. Oft, wenn er einsam den Wald durchstrich, des Wildes Fährte zu erkunden, erschien sie ihm, um durch weise Lehren und Ermahnungen sein Herz zu erleuchten.

Druck von A. Seidel in Berlin, Spandauerstr. 17.

Ottomar.

König Marito.

Das Warnungszeichen.

Rübezahls Zorn.

Die beiden Wanderer.

Rübezahl.

Die Luftreise.

Der Mandelkönig.